

Andreas Kemmerling

*Informationssimmune Unbestimmtheit  
Bemerkungen und Abschweifungen zu einer klaffenden Wunde der theoretischen Philosophie*

Gelegentlich wird gesagt, die Wissenschaften hätten der Menschheit Kränkungen zugefügt.<sup>1</sup> Ursprünglich wurden drei dazu gezählt: die Einsicht, daß die Erde nicht der ruhende Mittelpunkt des Alls ist, die kaum zu erschütternde Hypothese, daß der Mensch 'vom Affen abstammt', und die verbreitete Spekulation, in unseren psychischen Prozessen sei ein Unbewußtes am Werke, das verhindere, daß wir 'Herren im eigenen Haus' unseres Tuns und Lassens sind. Diese Liste geht auf Freud zurück, der damit in aller Bescheidenheit seine bis heute höchst umstrittenen Mutmaßungen in eine Reihe stellt mit den großen Einsichten, die wir Kopernikus und Darwin verdanken. – Dem Feuilletonleser werden heutzutage in regelmäßigen Abständen weitere wissenschaftliche 'Kränkungen' angedient. Was wird da nicht alles zusammengefasst: eine ökologische, eine neurobiologische, eine ethologische, eine durch die sog. Künstliche Intelligenz und sicherlich einige andere mehr, die mir entgangen sind. Man gewinnt den Eindruck: Soll eine Hypothese oder ein theoretischer Ansatz dem breiteren Publikum interessant gemacht werden, wird auf ihr Kränkungspotential hingewiesen.

Bei wem diese Art von Hype verfängt, dem könnte vor lauter Gekränktheit entgehen, daß in den vergangenen hundert Jahren wissenschaftliche Ergebnisse erreicht wurden, die in der Tat dazu angetan sind, Hoffnungen zu zerstören – Hoffnungen, die wir glaubten, mit Selbstverständlichkeit hegen zu dürfen. Mit "Ergebnisse" meine ich hier *Ergebnisse*, nicht undeutliche und unausgegrenzte Mutmaßungen, denen der Anschein von Wichtigkeit verliehen werden soll. Zwei der zerstörten Hoffnungen sind: erstens die, unser Wissen (oder zumindest ein erklecklicher Teil dessen, was wir für wahr halten) lasse sich in ein systematisches Theoriegebäude zusammenbringen, und zweitens die, wir könnten unsere profundesten wissenschaftlichen Theorien verstehen. Die erste

---

<sup>1</sup> Diese Arbeit ist aus meiner Zeit als Marsilius-Fellow hervorgegangen. Das war im Jahre 2009. Hans J. Pirner, Bernd Schneidmüller und ich versuchten damals gemeinsam herauszufinden, ob sich zum Thema *Unbestimmtheit* ein gehaltvolles Forschungsprojekt entwickeln lasse, in dem wir drei - ein Physiker, ein Historiker und ein Philosoph – eine übergreifende Frage gemeinsam bearbeiten: Wie kann oder könnte wissenschaftlicher Umgang mit objektiver Unbestimmtheit gelingen? Unsere Diskussionen, auch gerade die im größeren Kreis des Kollegs geführten, haben mir zweierlei deutlich gemacht. Erstens, daß in unsern drei Disziplinen sehr unterschiedliche Formen von Unbestimmtheit als problematisch erachtet werden. Zweitens, daß diejenigen Probleme mit Unbestimmtheit, die mich als Philosophen ganz besonders interessieren und irritieren, empirisch arbeitenden Wissenschaftler eher wie Überspanntheiten vorkommen. Aus dieser zweiten Einsicht erwuchs mein Wunsch, wenigstens im Nachhinein noch einmal verständlich zu machen, weshalb diese prima facie sonderbaren Probleme zumindest in der aktuellen philosophischen Diskussion so bitter ernst genommen werden.

Das Nachfolgende ist also kein Forschungsbericht, sondern der eher essayistisch gehaltene Versuch, ein Problem zu so zu schildern, daß es auch Nicht-Fachphilosophen verständlich ist – ein Problem, das letzten Endes aber vielleicht eben doch nur ein innerphilosophisches ist.

Hoffnung wurde durch den Mathematiker Kurt Gödel endgültig zerstört. Er hat mit seinen Unvollständigkeitssätzen bewiesen, daß es keine widerspruchsfreien rekursiven Axiomen-Systeme geben kann, die ein Minimum an Arithmetik enthalten und zugleich vollständig sind. ("Vollständig" nennt man ein solches System dann, wenn jeder Satz, der in ihm gilt, in ihm auch herleitbar ist.) Daraus ergibt sich unter anderm: Es läßt sich prinzipiell keine leidlich umfassende mathematische Theorie entwickeln, in der alle Sätze herleitbar wären, die im Rahmen dieser Theorie als wahr anzuerkennen sind. Anders gesagt (und lax gesprochen): Nicht einmal unser mathematisches Wissen läßt sich 'wie aus einem Guß' zur systematischen Darstellung bringen.

Die zweite Hoffnung, die ich erwähnt habe (die Hoffnung auf Verstehen), erscheint im Lichte der Entwicklung der theoretischen Physik im 20. Jahrhundert nichts als Naivität zu sein. Die viel erprobte und gut bewährte Quantenmechanik läßt offenbar kein Verständnis mehr zu von dem, was ihr zufolge im Kleinsten vor sich geht. Selbst viele der Ausnahmedenker, denen wir zutrauen dürfen, die Theorie zu beherrschen, räumen offen ein: "Wir können mit den Formeln rechnen, und wir gelangen damit zu sehr genauen und richtigen Vorhersagen; aber wir rechnen eben nur und haben kein Verständnis davon, wieso unsere Rechnungen hinhauen und was sich da abspielt: in dem Bereich, hinsichtlich dessen wir erfolgreiche Berechnungen anstellen können." – Auch von neueren Spekulationen in der theoretischen Physik, wie der sog. Stringtheorie, ist in dieser Hinsicht offenbar nichts Besseres zu erwarten. In gewissem Sinn, so scheint es, wachsen uns manche Theorien über den Kopf – und eben nicht nur 'uns', sondern selbst unseren besten Wissenschaftlern.

Über solcherlei Enttäuschungen hinaus haben uns die vergangenen hundert Jahre eine Vielzahl von Einsichten (oder jedenfalls einige schwer zu widerlegende Hypothesen) beschert, die eine prima facie wenig erfreuliche Gemeinsamkeit haben: Sie weisen auf die Unbestimmtheit, die Unentscheidbarkeit, Unlösbarkeit oder Unbeweisbarkeit gewisser Phänomene hin. Das reicht von der Heisenbergschen Unschärferelation (der Unbestimmbarkeit des Werts von gewissen Paaren physikalischer Eigenschaften), über die Unlösbarkeit von Turings Halteproblem, über die erwiesene Weder-Beweisbar-noch-Widerlegbarkeit der Kontinuumshypothese (relativ zur Standard-Mengentheorie), bis hin zu Chaitins Unbeweisbarkeitssatz (hinsichtlich der Zufälligkeit von Binärcode-Folgen). Auch die Philosophie, jedenfalls die theoretische, machte hier keine Ausnahme. Allein der amerikanische Philosoph Quine stellte drei berühmte Thesen auf, die es mit Unbestimmtheit (jeder empirischen Theorie durch ihre Daten), Unbestimmtheit (der sachlich angemessenen Übersetzung) und Unerforschlichkeit (dessen, worauf sich sprachliche Ausdrücke beziehen) zu tun haben. Aus der letztgenannten These, die von Putnam noch erheblich radikalisiert

wurde, ergibt sich eine düstere ontologische Konsequenz: Auf die Frage danach, von welchen Dingen eine gegebene Theorie eigentlich handelt, gibt es keine kategorische Antwort. Hinzu kam, daß Quine außerordentlich wirkungsvolle Argumente (gegen die sog. Analytisch/synthetisch-Unterscheidung) entwickelt hat, die dazu angetan sind, den Philosophen die Zuversicht zu nehmen, sie wüßten, was sie eigentlich tun, wenn sie ihrer Arbeit nachgehen. – Kurz, es wäre wohl weder abwegig noch völlig übertrieben, das 20. Jahrhundert (hinsichtlich der in ihm erbrachten theoretischen Einsichten) als das, oder eines, der Unbestimmtheitsresultate zu charakterisieren.

Philosophen sind bekanntermaßen leidensfähig. Wir haben versucht, mit all dem zurechtzukommen. An Unbestimmtheiten in der Theorie kann man sich gewöhnen; mit denen im wirklichen Leben tun wir's ja schließlich auch. Unbestimmtheit mag unerfreulich sein, insbesondere wegen der psychischen Begleiterscheinungen, die sie gerne mit sich bringt: Unsicherheiten aller Art. Gewöhnlich kann man sich auf so etwas, in Maßen, rational einstellen, tunlichst begleitet von der Bereitschaft, sich auf Baucheingebungen zu verlassen oder (wenn diese ausbleiben) gegebenenfalls einfach die Achseln zu zucken.

## 1. Der Sorites

Grain upon grain, one by one, and one day,  
suddenly, there's a heap, a little heap,  
the impossible heap.  
Samuel Beckett

Kurz vor dem Ende des 20. Jahrhunderts, in den frühen 90er Jahren, ist für die theoretische Philosophie ein Problem andern Kalibers virulent geworden. Zu ihm haben die Philosophen bisher keine rationale Einstellung gefunden. Zunächst einmal ist dieses Problem eine olle Kamelle, die seit der Antike bekannt ist und seitdem vornehmlich wie eine unterhaltsame kleine Kuriosität immer mal wieder beiläufige Erwähnung fand.<sup>2</sup> Die wenigen, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts gelegentlich dazu herbeigelassen hatten, dieses Rätsel überhaupt wieder zu erwähnen, haben es zumeist, in souveräner Beiläufigkeit, wie eine kleine Lästigkeit wegzuwischen versucht. Nun hat es sich als Zeitbombe mit beträchtlicher Sprengkraft erwiesen, vor der den Philosophen das Achselzucken vergangen ist. Wohl kein anderes Problem, das in der theoretischen Philosophie der letzten 20 Jahre behandelt wurde, dürfte mehr herausragende Gelehrte dieses Fachs dazu herausgefordert haben, eine Lösung oder wenigstens eine Diagnose zu versuchen. – Hier zunächst die Ausgangsschwierigkeit, am altbekannten Beispiel illustriert:

---

<sup>2</sup> Man sagt, Eubulides (ein Schüler Euklids) habe das Problem entdeckt und am Beispiel von Haufen und Glatzen illustriert.

Es gibt Körnerhaufen.

Ein einziges Korn ist kein Haufen.

Der Unterschied zwischen einer Ansammlung von Körnern, die kein Haufen ist, und einem Körnerhaufen besteht nicht in dem Vorhandensein eines einzelnen Kornes.

Drei harmlose Feststellungen, so scheint es. Keine von ihnen erregt Zweifel. Doch bei einigem Überlegen erweist sich, daß sie zusammengenommen widersprüchlich sind: aus der zweiten und dritten folgt zwingend die Falschheit der ersten. Gleichgültig, wieviele Körner man zusammenlegt und auftürmt: Es könnte kein Haufen aus ihnen werden. – Dieses Paradox ist, wie gesagt, seit etwa 2400 Jahren als der *Sorites* bekannt ("sōrós" ist das altgriechische Wort für den Haufen).

Der Sorites zehrt davon, daß es hinsichtlich mancher Körneransammlungen unbestimmt ist, ob es sich bei ihnen um einen Haufen handelt oder nicht. Die Unbestimmtheit, die hier im Spiel ist, läßt sich so charakterisieren: Zwischen Körnerhaufen und Ansammlungen von Körnern, die keine Haufen sind, verläuft *keine scharfe Grenze*. Oder auch so: Der Begriff des Haufens läßt *Grenzfälle* zu – nämlich Ansammlungen von Körnern, die weder Haufen noch keine Haufen sind. Das Fehlen einer scharfen Grenze hat zur Folge, daß es so etwas wie die *Menge* der Getreidehaufen (und darum natürlich auch so etwas wie deren Komplementmenge) gar nicht gibt. Denn eine Menge, im Sinne der Mengentheorie, ist ein Abstraktum, das gerade dadurch bestimmt ist, welche Elemente es enthält. Von "der Menge der So-&-sos" zu sprechen, ist nur dann zulässig, wenn vorausgesetzt werden kann, daß eine scharfe Grenze verläuft zwischen den So-&-sos und allem andern in der Welt. Mithin geht die Vorstellung, daß sich die begriffliche Klassifikation von Dingen in der Welt mengentheoretisch modellieren läßt, in solchen Fällen an der Realität vorbei. Dazu später mehr.

Das Fehlen einer scharfen Grenze scheint weiterhin zur Folge zu haben, daß das sog. Tertium-non-datur in seiner Reichweite einzuschränken ist. Nach diesem Prinzip der klassischen Logik müßte für jedes Ding in der Welt gelten, daß es (zum Beispiel) entweder ein Getreidehaufen ist oder kein Getreidehaufen. Nicht nur die Begriffslehre und die Logik werden vom Sorites betroffen, sondern auch die Bedeutungstheorie: zum Beispiel im Hinblick auf das sog. Bivalenz-Prinzip. Dieses Prinzip ist gewissermaßen das semantische Gegenstück zum Tertium-non-datur in der Logik. Ihm zufolge gilt für jeden Satz, daß er einen der beiden klassischen Wahrheitswerte hat: Wahrheit oder Falschheit. Wenn das Bivalenz-Prinzip für alle Sätze gilt, gilt es also auch für jeden des Schemas "x ist ein Getreidehaufen" (wobei für x die Bezeichnung eines beliebigen Gegenstands einzusetzen ist). Doch wenn die Körneransammlung g der Grenzfall eines Haufens ist, wie

könnte es dann sein, daß der Satz "g ist ein Körnerhaufen" wahr ist? Oder daß er falsch ist? Solche Grenzfall-Sätze scheinen das Bivalenz-Prinzip zu gefährden; offenbar muß es zumindest in seiner Reichweite eingeschränkt werden.

Ließe sich dem Fehlen einer scharfen Grenze zwischen den Haufen und den Nicht-Haufen dadurch theoretisch Rechnung tragen, daß man *zwei* scharfe Grenzen annimmt: eine zwischen den Haufen und den Grenzfällen und eine zweite zwischen den Grenzfällen und den Nicht-Haufen? Leider geht das nicht, denn auch diese beiden Grenzen wären wiederum nicht scharf. Es ist offenkundig, daß auch bezüglich der Frage "Ist  $x$  ein Haufen/Nicht-Haufen oder ein Grenzfall?" wiederum Grenzfälle möglich sind. Anders gesagt, die Grenzfälle umfassen nicht nur solche erster Stufe, sondern auch solche beliebig höherer Stufe: Grenzfälle von Grenzfällen von Grenzfällen von ... – Kurz, keine endliche Anzahl scharfer Grenzen wäre ausreichend, um diese Mißlichkeit zu beseitigen.

Nun gut, mag man sagen, hier ist ein Rätsel. Doch ist es ernstzunehmen? Handelt es sich um ein seriöses theoretisches Problem oder nur um ein kniffliges Rätselchen? Es gehört doch wohl eher in die Abteilung "Denksportaufgaben für Tüftler", und man darf es sich getrost für ein verregnetes Wochenende im Urlaub aufheben. Haben wir nichts Besseres zu tun als über Körnerhaufen zu grübeln? Außerdem wird ja wohl unter den vielen Lösungsansätzen, die es bereits gibt, irgendeiner sein, der etwas taugt. – Dies scheint bis vor kurzem die Einstellung fast aller Philosophen gewesen zu sein. (Jedenfalls war es meine.)

Diese Unbekümmertheit ist verschwunden. Das ehemals blöde Rätselchen gilt heute als ein Problem ersten Rangs und wird seit ca. 15 Jahren mit einem geballten Forschungsaufwand der internationalen Philosophie in Angriff genommen, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Wie ist das zu erklären? Im wesentlichen gibt es, so scheint mir, vier oder fünf Gründe. Erstens hat sich (vornehmlich dank einer Studie des Oxforder Philosophen Timothy Williamson, die 1994 erschienen ist) ergeben, daß alle bis dato verfügbaren Lösungsansätze entweder glattwegs inakzeptabel sind oder theoretische Konsequenzen nach sich ziehen, die derart brutal sind, daß fast niemand sie zu schlucken bereit ist. Dafür werde ich im übernächsten Abschnitt einige Beispiele geben.

Zweitens wurde immer deutlicher, daß dieses Problem sich nicht einer einzigen Disziplin der theoretischen Philosophie zuweisen läßt, sondern für die meisten ihrer Kernbereiche weitreichende Fragen aufwirft. Das gilt, wie schon anklang, unmittelbar für die Begriffslehre, die Logik und die Sprachphilosophie, aber auch für die Erkenntnistheorie, die Rationalitätstheorie und die

Metaphysik. Es dürfte mittelbar zum Beispiel auch für die Philosophie des Geistes gelten; denn die Außerkraftsetzung der formalen Logik erschüttert einige Computationsmodelle geistiger Prozesse, und auch die These von einer sog. Sprache des Geistes ist witzlos, wenn jede Idee zur Struktur der Logik und Semantik einer solchen 'Sprache' fehlte.

Drittens: Diese Art der Unbestimmtheit ist keine herbeigezügelte Absonderlichkeit von Haufen, Glatzen und zwei, drei andern ähnlich läppischen Beispielen, sondern ein nahezu ubiquitäres Phänomen, das unser gesamtes Begriffssystem durchzieht. Dazu mehr im nächsten Abschnitt.

Ein vierter Grund liegt in der Natur dieser Unbestimmtheit: Sie ist auf den üblichen Wegen nicht beseitigbar. Die Unbestimmtheit, mit der wir durch einen Grenzfall konfrontiert sind, ist nicht von der Art, daß wir sie durch Erforschung (in einem noch so weiten Sinn dieses Worts) beseitigen könnten. Es ist nicht so, wie wenn wir einen Turm aus der Ferne sehen und im Zweifel sind, ob er rund ist oder eckig. Auch nicht so, wie wenn wir unsicher sind, ob es sich bei einem Gemälde um das Original aus dem 14. Jahrhundert oder um eine Fälschung handelt. Angesichts eines Grenzfalls nutzt es rein gar nichts, näher an ihn heranzugehen und ihn genauer in den Blick zu nehmen. Es gibt keine Fachleute, die dank ihrer größeren Kompetenz ein eindeutiges Urteil fällen könnten. Es gibt keine genaueren Messungen, Wägungen oder sonstigen wissenschaftlichen Verfahren, die uns weiterhelfen könnten – es wird nie welche geben. Es *kann* sie nicht geben. Denn zusätzliche Information ist irrelevant. Malen wir uns einmal aus, wir befänden uns in einer 'epistemisch optimalen Situation', in der wir jede Information über den Grenzfall erhalten, die wir haben möchten: wieviele Körner genau die Ansammlung enthält, welches ihre Lage und Gewicht ist, und so weiter. Selbst das würde uns nicht helfen. Nichts könnte eine Unbestimmtheit dieser besonderen Art beseitigen – jedenfalls nichts, was mit der tatsächlichen Beschaffenheit des Grenzfalls und der Welt insgesamt zu tun hat. Sie ist, in diesem Sinne, informationsimmun.

Ich mutmaße, daß noch ein fünfter Grund im Spiel ist, der es mit der theoretischen Philosophie und ihrem Selbstverständnis zu tun hat. Es geht dabei, hochtrabend gesprochen, um die sog. Grenzen der Vernunft. Gewöhnlich lokalisiert man sie gleichsam am Horizont unserer Erkenntnis und vermutet diesen in einiger Entfernung. Man denkt an Fragen wie: Ist die Kontinuums-hypothese richtig? Was geschah in den ersten Attosekunden nach dem Urknall? Ist Bewußtsein naturwissenschaftlich erklärbar? Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr nichts? – Doch die Lösungsresistenz der Probleme, die aus informationsimmuner Unbestimmtheit resultieren, hat die Besorgnis aufkommen lassen, daß die Grenzen der Vernunft direkt vor unserer Nase beginnen. Denn es zeigt sich nun, daß die grundlegendsten und scheinbar gesichertsten Formen des vernünftigen Denkens angesichts fast aller Begriffe versagen – und somit auch vor fast allen,

auf die wir vernünftigerweise nicht verzichten können. Zudem hat sich bisher kein theoretischer Ansatz herausgeschält, der uns begründete Hoffnung darauf gäbe, systematisch zu erfassen, wie sich mit unbestimmten Begriffen überhaupt rational operieren läßt. Das ist für die theoretische Philosophie aus wenigstens zwei Gründen eine schlimme Lage. Zum einen geht es in ihr um Begriffe; sie bilden die Gegenstände philosophischer Theorien. Begriffen ist es wesentlich, als Klassifikationsmittel verwendbar zu sein; unbestimmte 'Begriffe' sind jedoch klassifikationsuntauglich und deshalb streng genommen gar keine Begriffe. Sie scheinen mithin von vornherein aus dem Bereich dessen herauszufallen, was sich in einer philosophischen Theorie behandeln läßt. Aber was bleibt dann noch, als Gegenstand einer philosophischen Theorie? – Zum zweiten ist es eines der Kernziele der theoretischen Philosophie, eine Theorie der Rationalität selbst zu entwickeln. Doch die theoretischen Modelle, mit denen man bislang glaubte, wenigstens einige basale Erscheinungsformen von Rationalität systematisch erfassen zu können (z.B. deduktives Schließen mit extensionalen Begriffen), sind nicht anwendbar, sobald unbestimmte Begriffe ins Spiel kommen. Und sie sind bei menschlichem Denken fast unausweichlich im Spiel. Für den überwältigend großen Teil unseres Denkens gilt also (derzeit): Wir haben keine ausgearbeitete Konzeption dessen, was die Rationalität solchen Denkens ausmachen könnte. – Kurz, die theoretische Philosophie muß zum einen fürchten, kaum noch Gegenstände zu finden, die für sie theoriefähig sind; zum andern sieht es so aus, als gingen selbst die profundesten verfügbaren Beiträge zu einer Rationalitätstheorie an fast der Gesamtheit dessen vorbei, was vernünftiges menschliches Denken ausmacht. Auch dazu später mehr.

Zur Gliederung: Im nächsten Abschnitt werde ich zwei Aspekte der hier thematisierten Unbestimmtheit unterscheiden, um mich im folgenden zumeist auf den meines Erachtens grundlegenden der beiden zu konzentrieren. In Abschnitt 3 skizziere ich einige Ansätze zu einer theoretischen Lösung, die in der Diskussion der letzten Jahre erwogen (und verworfen) wurden. Abschnitt 4 soll verdeutlichen, daß es zwar sinnvolle Strategien dazu gibt, wie mit Unbestimmtheiten zu verfahren ist, wenn man ihnen in der Praxis begegnet, daß sie aber das theoretische Problem nicht beseitigen. Im Rest meines Beitrags möchte ich versuchen, dem Nicht-Philosophen einen etwas deutlicheren Eindruck davon zu geben, was ich gerade angedeutet habe: daß die theoretische Philosophie (mit ihrer Fixierung auf Begriffe und Rationalität) von dieser Unbestimmtheit viel vehementer erschüttert wird als andere Disziplinen.

## 2. Vagheit und Grenzfallträchtigkeit

Um welches Phänomen genau geht es hier eigentlich? Man nennt es *Vagheit*. Gewöhnlich wird "Vagheit", als Fachterminus, in einem weiten Sinn, verwendet, wonach jeder Begriff, der Grenzfälle zuläßt, vage ist. Jedoch scheint mir dieser weiter gefaßte Vagheitsbegriff das Risiko in sich zu bergen, unterschiedliche Unbestimmtheitsphänomene vorschnell in einen Topf zu werfen, die getrennt zu halten theoretisch aufschlußreich sein könnte. Für das Folgende soll ein Begriff nur dann *vage* heißen, wenn sich zu ihm eine *Sorites-Reihe* bilden läßt.

Was eine Sorites-Reihe ist, läßt sich wiederum an unserm Haufen-Beispiel illustrieren. Im Prinzip läßt sich eine beliebig lange Reihe von Körneransammlungen denken, deren erstes Glied aus einem einzigen Korn besteht, das zweite aus zwei Körnern, und immer so weiter. In dieser Reihe wird also eine Ansammlung sein, die aus 20 Milliarden Körnern besteht und ohne Zweifel ein Haufen ist, und beliebig viele werden nach dem Vorgänger+1-Schema auf sie folgen, die erst recht Haufen sind. Beim Entlanggehen an dieser Reihe, vom ersten alleinliegenden Korn aus 'aufwärts', würden wir also irgendwann in einen Bereich gelangen, in dem jede Ansammlung ein Haufen ist. In traditioneller philosophischer Terminologie sagt man: Alle Ansammlungen dieses Bereichs gehören zur *Extension* des Begriffs *Körnerhaufen*. Ganz zu Beginn der Reihe gibt es einen Bereich, in dem für jede Ansammlung gilt: sie ist kein Haufen; Ansammlungen dieses Bereichs gehören zur *Anti-Extension* des Begriffs *Körnerhaufen*. Irgendwo dazwischen wird es einen Bereich geben, in dem sich solche Ansammlungen finden, die weder zur Extension noch zur Anti-Extension gehören. Dies ist der Bereich der Grenzfälle; die Ansammlungen darin gehören zum *Unbestimmtheitsbereich* des Begriffs *Körnerhaufen*. Entscheidend ist, daß es keine Stelle in der Reihe gibt, von der sich mit gutem Grund sagen ließe: Dies ist der erste (bzw. letzte) Grenzfall. Extension und Anti-Extension 'verschwimmen', jede von ihrer Seite, in den Vagheits-Bereich.

Ich halte fest: Dann und *nur* dann, wenn sich zu einem Begriff eine derartige Reihe bilden läßt – und zwar nach einer präzisen Bildungsvorschrift –, ist dieser Begriff vage. Mit dieser terminologischen Festlegung weiche ich, wie bereits erwähnt, ein klein wenig von dem im Fach üblichen Sprachgebrauch ab; gewöhnlich wird ein Begriff schon dann als vage bezeichnet, wenn er Grenzfälle zuläßt. Der Grund für meine Abweichung vom Standardgebrauch ist folgender: Zwar läßt jeder (in meinem engeren Sinn) vage Begriff Grenzfälle zu, aber das Umgekehrte ist keineswegs offenkundig: daß sich zu *jedem* Begriff, der Grenzfälle zuläßt, eine Sorites-Reihe bilden läßt. Mit meiner Verwendung geht es mir also darum, Spielraum zu lassen für grenzfallträchtige Begriffe ohne Sorites-Reihen.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Es sei eigens hervorgehoben, daß kein tatsächlicher Grenzfall auftreten muß, damit der entsprechende Begriff grenzfallträchtig ist. Es reicht, wenn welche auftreten *könnten* – daß dies denkbar, begrifflich möglich ist. Die Behauptung



Jeder vage Begriff hat dasselbe paradoxe Potential wie unser Beispielsbegriff. Zu jedem läßt sich dann nach dem oben vorgestellten Schema der Beweis führen, daß nichts unter ihn fällt. Aber mehr noch als das: Genauso zwingend läßt sich nach diesem Schema der Beweis führen, daß alles unter ihn fällt. Jedes dieser beiden Ergebnisse ist abwegig; gemeinsam bilden sie einen veritablen Widerspruch. – Hier noch einmal das Schema, wobei  $B$  für einen beliebigen vagen Begriff steht und jede Ziffer das entsprechende Exemplar in einer passenden Sorites-Reihe bezeichnet:

|   |         |
|---|---------|
| 1 ist kein $B$  | [Minor] |
| Wenn $n$ kein $B$ ist, dann ist auch $n+1$ kein $B$ . | [Maior] |

Daraus folgt, daß kein Glied dieser Reihe unter den Begriff  $B$  fällt. Das entgegengesetzte Ergebnis läßt sich erreichen, wenn wir sozusagen von oben nach unten fortschreiten. Wir setzen bei irgendeinem klaren Exemplar aus der Extension von  $B$  ein (etwa einem Haufen, der aus einer kunstgerechten Aufschüttung von 20 Milliarden Körnern entstanden ist). Diesen unbestreitbaren Anwendungsfall des Begriffs  $B$  nennen wir  $b$ , und treffen die beiden plausiblen Feststellungen:

|  |         |
|--|---------|
| $b$ ist ein $B$                                | [Minor] |
| Wenn $n$ ein $B$ ist, ist auch $n-1$ ein $B$ . | [Maior] |

Daraus folgt genauso zwingend, daß jedes Glied dieser Reihe unter  $B$  fällt. Ich wiederhole: Wir gelangen nicht nur zu zwei Ergebnissen, deren jedes für sich genommen abwegig ist, sondern – wenn wir beide zusammennehmen – auch zu einem echten Widerspruch (oder, wenn man will, zu einer beliebig großen Anzahl von Widersprüchen): Jedes Glied einer Sorites-Reihe gehört, 'streng beweisbar aus plausiblen Annahmen', sowohl der Extension als auch der Anti-Extension des betreffenden Begriffs an.

Eine krachende Abwegigkeit, die aus plausiblen Annahmen unbestreitbar folgt, wird ein *Paradox* genannt. Paradoxien sind des Philosophen täglich Brot. Wer sie nicht verdauen kann, sollte die Philosophie meiden. An ein Paradox kann man sich zu gewöhnen versuchen. Ja, man kann das prima facie schockierende Ergebnis sogar zu akzeptieren versuchen. Zum Beispiel mag man sich sagen: "Die vermeintliche Abwegigkeit (zum Beispiel die, daß es keine Haufen gibt) ist eine böse Überraschung nur für den vermeintlich gesunden Menschenverstand; dem wirklich Vernünftigen hingegen sollte sie als eine neue Einsicht willkommen sein". – Etwas merklich anderes hingegen

---

tung, auch der Begriff des Elektrons sei grenzfallträchtig, mag ein theoretischer Physiker zunächst einmal entgeistert zurückweisen. Dennoch ist sie richtig: Es *könnte* Teilchen geben, die Grenzfälle darstellen. (Ihre Masse könnte um ein sehr Kleines größer sein als die der bisher vertrauten klaren Fälle. Es wäre dann unbestimmt, ob sie Elektronen sind, oder vielmehr Elementarteilchen anderer Art.) – Kurz, es geht hier nicht um empirische Tatsachen, sondern um begriffliche Möglichkeiten. Mehr dazu in Abschnitt 5.

ist eine *Antinomie*. Sie ist ein logischer Widerspruch, der zwingend aus *prima facie* unabweisbaren Prämissen folgt. An eine Antinomie kann man sich nicht zu gewöhnen versuchen. Wer glaubt, sie verdauen zu können, sollte die Philosophie ebenfalls meiden. Gelassenheit oder gar Dickfelligkeit gegenüber begrifflichen Überraschungen ist eines. Sie gegenüber einem manifesten logischen Widerspruch an den Tag zu legen, hieße, die Grenzen vernünftigen Denkens zu mißachten. Ein solcher Widerspruch kann nicht sein, und zwar aus genau dem Grund, den Morgenstern genannt hat.

Wer einen vagen Begriff vor seiner Widersprüchlichkeit retten will, muß also entweder die Minor oder die Maior des betreffenden Sorites-Arguments bestreiten. (Es überrascht wohl nicht, daß in den meisten Rettungsversuchen die Maior als die für den Widerspruch eigentlich Schuldige ostrakiziert wurde.)

Ich schiebe an dieser Stelle eine kurze Erläuterung zur philosophischen Fachterminologie ein. Begriffswörter werden in der Logik und Sprachphilosophie als *Prädikate* bezeichnet, weil sie vornehmlich dazu dienen, von Gegenständen Eigenschaften zu präzisieren (d.h. auszusagen); man notiert sie üblicherweise so, daß ihre sog. Leerstellen kenntlich gemacht werden. Das sind die Stellen, an denen Bezeichnungen von Einzeldingen (oder auch Quantoren, wie "jeder", "wenigstens einer" oder "höchstens 17") einzusetzen sind, um einen Satz zu gewinnen, dessen Inhalt eine Aussage ist, d.h. einen Wahrheitswert hat. Prädikate können mehrere Leerstellen haben; das Prädikat "--- sieht ..." ist zweistellig, "--- befindet sich zwischen ... und ~~~" ist dreistellig. Ein Beispiel: Aus dem zweistelligen Prädikat "--- sieht ..." läßt sich sowohl eine singuläre Aussage bilden wie "Birgit sieht Harvey", als auch eine allgemeine (oder quantifizierte) wie "Jeder sieht jemanden". – Alle Begriffswörter, die vage Begriffe ausdrücken, werden *vage Prädikate* genannt. Die Eigenschaft, die man einem Gegenstand mit einem vagen Prädikat zuschreibt, heiße eine *vage Eigenschaft*. (Entsprechend sprechen wir von *grenzfallträchtigen* Begriffen, Prädikaten und Eigenschaften.) Diejenigen Dinge, die unter einen gegebenen Begriff *B* fallen (d.h. die betreffende Eigenschaft haben und mithin das Prädikat "... ist ein *B*" erfüllen), gehören, wie bereits erwähnt, zur *Extension* von *B*; diejenigen, die nicht unter *B* fallen (d.h. die Eigenschaft nicht haben, mithin das Prädikat "... ist kein *B*" erfüllen), gehören zur *Anti-Extension* von *B*. Ein Begriff – wie zum Beispiel der der natürlichen Zahl –, durch dessen Extension und Anti-Extension die Gesamtheit der Dinge erschöpft wird, ist *scharf*. Ein Charakteristikum grenzfallträchtiger (und mithin auch vager) Begriffe liegt, wie wir gesehen haben, gerade in ihrer Unschärfe: darin, daß es Dinge gibt (oder jedenfalls geben kann), die weder zu ihrer Extension noch zu ihrer Anti-

Extension gehören. Solche Dinge, die *Grenzfälle* des betreffenden Begriffs, gehören zu dessen *Unbestimmtheitsbereich*.

Zunächst einmal ist nun zu beachten, daß Unschärfe keine Besonderheit einiger weniger Prädikate ist. Zwar werden in den philosophischen Traktaten immer wieder dieselben Beispiele benutzt (vorzugsweise, wohl auch zu Ehren von Eubulides, "... ist ein Haufen" und "... hat eine Glatze"), aber diese Selbstbeschränkung hat nur den Zweck, überflüssige Nebenthemen zu vermeiden, die durch andere (vielleicht sogar 'interessantere') Beispiele aufgeworfen werden könnten. Die Gefahr, in Nebenthemen abzugleiten, die nicht unmittelbar die Unschärfe selbst betreffen, ist beträchtlich, denn grenzfallträchtige Prädikate können außerdem eine enorme Vielzahl von anderen semantischen Defekten haben, die zu ihrer Unschärfe noch hinzukommen: sie können mehrdeutig sein ("... ist eine Bank"), versteckte Leerstellen haben ("... ist klein"/"... ist klein im Vergleich zu ---"), falsche Voraussetzungen in sich bergen ("... ist eine antike Klaviersonate"), schadhaft definiert ("--- gehört derselben Spezies an wie ..."), oder in ihrer Anwendung selbst unter Experten umstritten sein ("... ist ein Kunstwerk"). Und schließlich fallen manche grenzfallträchtige Prädikate von vornherein aus dem hier betrachteten Rahmen, etwa weil sie vornehmlich dazu dienen, persönliche Vorlieben und Wertungen zum Ausdruck zu bringen, und weniger dazu, Tatsachen zu konstatieren ("... ist lecker"). – Die geistlos repetitive Konzentration auf Läppischkeiten wie Haufen und Glatzen hat ihren guten Grund: Die betreffenden Begriffe weisen den Makel der Grenzfallträchtigkeit in einem hohen Maß an Reinheit auf.<sup>4</sup> Wichtiger noch: Die Immergleichheit der Beispiele ist kein Indiz dafür, daß andere schwer zu finden wären.

Im Gegenteil. Die betrübliche Wahrheit ist: Eine immense Vielzahl von alltagssprachlichen und auch fachsprachlichen Prädikaten ist vage oder wenigstens grenzfallträchtig. Deutlicher gesagt: Man muß schon mit der Lupe suchen, um außerhalb der Mathematik Prädikate zu finden, die keine Grenzfälle zulassen. Hier ein Dutzend grenzfallträchtiger Begriffswörter; ich beschränke mich auf Einsilber: *arm, warm, rot, tot, reich, weich, Pferd, Herd, Ball, Knall, Bier, Tier*. Hier eine Auswahl von Substantiva aus zwei zufällig gewählten Seiten meines Duden: *Spor, Sporn, Sport, Spot, Spott, Spray, Spreu, Spriet, Sprint, Sprit, Sproß, Spruch* und *Sprue*. Wollte ich alle grenzfallträchtigen Begriffswörter hinzunehmen, die auf diesen beiden Seiten zu finden sind, müßte ich sie zur Gänze abschreiben. (Wer Geschmack erst an bedeutenderen Beispielen findet, denke an *Person*,

---

<sup>4</sup> In vielen schönen Diskussionen mit Hans J. Pirner wurde mir klar, daß es nicht jedem einleuchtet, daß *Armut* und *Reichtum* grenzfallträchtige Begriffe sind.

*Würde, Unantastbarkeit, Demokratie, Leben, Rechtsstaat* oder *Krieg*.) – Natürlich sind *Unbestimmtheit, Vagheit* und *Grenzfallträchtigkeit* keine Ausnahmen.<sup>5</sup>

Kurz, Grenzfallträchtigkeit ist ubiquitär. Es handelt sich nicht einfach nur um eine 'harmlose Idealisierung', wenn wir im Logik-Unterricht erzählen (oder uns erzählen lassen), die Klassische Aussagen- und Prädikatenlogik sei auch auf Umgangssprachen anwendbar. Dies ist platterdings falsch. Es ist eine der philosophischen Selbstlügen, von denen wir uns allzu lange eingeredet haben, sie seien fromm. Die einzigen Sätze, auf die sich die Klassische Logik guten Gewissens anwenden läßt, finden sich wohl in der Mathematik (und in andern 'ganz strengen' Wissenschaften, falls es solche gibt). Historisch gesehen ist dies kein Zufall. Denn die Klassische Logik wurde von Gottlob Frege, dem großen Philosophen und Grundlagenmathematiker, in ihre heutige Form gebracht – und dessen erklärtes Ziel war es, sie zum Zwecke seines Versuchs einer logischen Fundierung der Arithmetik zu verwenden. Grenzfallträchtige Prädikate hatte Frege vorsorglich, schon vor mehr als 100 Jahren, explizit aus seiner Logik verbannt.

### 3. Wie mit dieser Unbestimmtheit umgehen? Einige Vorschläge

Aus der kaum noch zu überblickenden Vielfalt der Ideen, die in den vergangenen hundert Jahren zum logischen Umgang mit grenzfallträchtigen Begriffen entwickelt wurden, seien wenigstens einige genannt:

***Excludismus*** – Vage Prädikate führen in Widersprüche und sind deshalb aus dem Bereich des logisch Bewältigbaren auszuschließen.

Frege empfiehlt diesen Ausschluß für die strenge Wissenschaft, scheint vagen Prädikaten jedoch immerhin einen Sinn zuzubilligen, der für Zwecke der Alltagsverrichtungen ausreicht. Spätere Logiker (wie zum Beispiel Quine) konstatieren trocken, daß *Sorites*-Argumente logisch tadellos sind und alle vagen Prädikate folglich mit begrifflicher Notwendigkeit leer: Nichts *kann* unter sie fallen. – Dies ist eine in ihrer begrifflichen Brutalität klare Position, die zumindest eine Konsequenz hat, die mir sympathisch ist: Es kann keine Glatzen geben. Wegen der Vielzahl der vagen Prädikate, mit denen wir Dinge in der Welt zu klassifizieren versuchen, drängt sich allerdings die herbe Folgerung auf, die Stephen Unger als Titel eines Aufsatzes aus dem Jahre 1979 wählte: *There are no ordinary things*.

---

<sup>5</sup> Einen kurzen, ingeniosen Beweis dafür hat Roy Sorensen geführt ("An Argument for the Vagueness of *vague*", *Analysis* 45 (1985), 134–137).

**Trivalismus:** Grenzfallträchtige Begriffe erfordern die Annahme eines dritten Wahrheitswerts. Außer *Wahrheit* und *Falschheit* ist auch noch (objektive, faktische) *Unbestimmtheit* anzunehmen. Es bedarf einer dreiwertigen Logik.

Allerdings ist bis heute keine dreiwertige Logik bekannt, die nicht völlig inakzeptable Ergebnisse mit sich bringt.

**Gradualismus:** Grenzfallträchtige Begriffe erfordern die Annahme unendlich vieler Grade des Wahrseins. Der traditionelle Wahrheitsbegriff muß aufgegeben werden.

Diese Idee geht zurück auf den Computerwissenschaftler und Elektroingenieur Lofti Zadeh. Er hatte sie in den 60er Jahren in seiner sog. *Fuzzy Logic* benutzt; diese wiederum hat sich (nach dem zu urteilen, was der Laie hört) in der KI-Programmierung als sehr fruchtbar erwiesen. Auch manche Linguisten haben sie aufgegriffen. – Unter Logikern und Philosophen ist diese Idee, wohlge-merkt: als theoretischer Lösungsansatz, auf einhellige Ablehnung gestoßen. Von allen Detailpro-blemen einmal abgesehen ist es letztlich schlicht so, daß Wahrheit – wie Frege sagt – kein Mehr oder Minder kennt. Zwar gibt es Grade der *Wahrscheinlichkeit* und des *Für-wahr*-Haltens; aber Wahrheit ist etwas anderes.

**Supervaluationismus:** Grenzfallträchtige Begriffe verlangen keine Preisgabe des tradi-tionellen Wahrheitsbegriffs, wohl aber dessen Flankierung durch einen relativierten Wahrheitsbegriff. Es muß anerkannt werden, daß es neben den wahren und falschen Sät-zen auch solche ohne Wahrheitswert gibt.

Mitte der 70er Jahre von Philosophen und Logikern entwickelt, war dies über lange Zeit hinweg der einzige Lösungsansatz, der weithin akzeptiert wurde. Seine Attraktivität hatte viele Gründe: Er läßt die Theoreme der Klassischen Logik intakt, insbesondere auch das Tertium-non-datur, wonach jeder Satz des Typs "*p* oder nicht-*p*" logisch gültig ist. Letzteres ist keine geringe Lei-stung, denn gerade dieses Prinzip scheint ja, wie eingangs bemerkt, unmittelbar durch die Grenzfälle vager Prädikate hinfällig gemacht zu werden. (Der Grenzfall eines Haufens, nennen wir ihn *g*, scheint es ja unausweichlich zu machen, daß *nicht* gilt: "*g* ist ein Haufen oder *g* ist kein Haufen".)

Zumindest die Grundidee des Supervaluationismus sei skizziert.<sup>6</sup> Sie besteht darin, zwischen Wahrheit und Wahrheit-in-einer-Bewertung zu unterscheiden. Eine *Bewertung* (einer Satzmenge) ist eine beliebige Zuordnung eines der beiden Werte *wahr* und *falsch* zu jedem Satz. Sie ist *zulässig*, wenn sie alle klaren Fälle respektiert und mit den unklaren vernünftig umgeht. Denken wir zur Veranschaulichung zurück an die oben erwähnte Sorites-Reihe von Körneransammlungen. Sie beginnt mit dem einzelnen Korn Nr. 1 und geht dann schrittweise beliebig weit. In ihr gibt es klare Fälle von Nicht-Haufen und klare Fälle von Haufen; zu den ersteren gehören jedenfalls die Ansammlungen 1 bis 10, zu den letzteren jedenfalls Ansammlung 5000000 und alle noch größeren. Jede zulässige Bewertung respektiert diese Tatsache dadurch, daß sie den Sätzen "1 ist ein Haufen", "2 ist ein Haufen", ..., "10 ist ein Haufen" den Wert *falsch* zuordnet und dem Satz "5000000 ist ein Haufen" (und natürlich allen solchen Sätzen über noch größere Ansammlungen) den Wert *wahr*. Entscheidend ist, daß solch eine Bewertung allen übrigen Sätzen (zu denen gerade auch solche über Grenzfälle gehören) ebenfalls einen dieser beiden Werte zuweist. Jede Ansammlung ist nun, allerdings nur *relativ zu der jeweiligen Bewertung*, ein Haufen bzw. ein Nicht-Haufen. Unterschiedliche Bewertungen sind zulässig, solange sie nur den präzisen Schnitt zwischen Haufen und Nicht-Haufen so vornehmen, daß die klaren Fälle respektiert werden. Jede zulässige Bewertung entspricht also einer akzeptablen Präzisierung des vagen Prädikats. Der entscheidende Dreh besteht nun darin, Wahrheit (d.h. eigentliche, nicht auf eine Bewertung relativierte Wahrheit) in einen passenden Zusammenhang zu bringen mit Wahrheit-in-einer-zulässigen-Bewertung. Dies geschieht mittels des terminus technicus "Superwahrheit"; seine Definition ist:

Satz  $s$  ist *superwahr*  $\Leftrightarrow_{\text{df}}$   $s$  ist wahr in allen zulässigen Bewertungen.

Im nächsten Schritt wird dann Wahrheit mit Superwahrheit gleichgesetzt. (Diese Gleichsetzung ist, wohlgemerkt, keine Definition von Wahrheit, sondern stellt einen Zusammenhang zwischen dem Wahrheitsbegriff und dem Kunstbegriff der Superwahrheit her.) Ganz entsprechend wird im Hinblick auf Falschheit verfahren. Aus alledem ergibt sich: Ein Satz ist wahr, wenn er wahr in allen zulässigen Bewertungen ist; falsch ist er, wenn er falsch in allen zulässigen Bewertungen ist.<sup>7</sup> Und das wiederum heißt für Sätze vom Schema " $x$  ist ein Haufen": Wird für  $x$  die Bezeichnung eines klaren Falls eingesetzt, hat der resultierende Satz einen der beiden klassischen Wahrheitswerte; wird die Bezeichnung eines Grenzfalls eingesetzt, hat der Satz keinen

---

<sup>6</sup> Diese Skizze ist zwar grob, es dürfte dem Leser aber auffallen, daß sie viel ausführlicher ist als die der andern hier erwähnten Lösungsvorschläge. In meinen Augen ist der Supervaluationismus, auch wenn er letztlich nicht funktioniert, eine ingeniose philosophische Leistung. Er zielt nicht darauf, das Problem einfach wegzuwischen, sondern versucht, eine theoretische Lösung zu liefern.

<sup>7</sup> Dies gilt auch für Sätze, die ganz frei von Vagheit sind. Sie haben genau eine zulässige Bewertung, sind mithin, wenn sie in ihrer einzigen Bewertung wahr sind, trivialerweise wahr in jeder zulässigen Bewertung; folglich sind sie dann superwahr, und somit wahr.

Wahrheitswert. Das Bivalenz-Prinzip wird mithin geopfert, ein dritter Wahrheitswert über die beiden klassischen hinaus aber vermieden.

Die Vorzüge des Supervaluationismus vor den erwähnten alternativen Lösungsansätzen: Es ist (contra Excludismus) nichts falsch daran, die Existenz von Haufen und andern gewöhnlichen Dingen anzuerkennen. Es bleibt (contra Trivalismus und Gradualismus) bei den beiden vertrauten Wahrheitswerten. Zudem bleibt die klassische Logik intakt, auch wenn es in der Semantik Überraschungen gibt (zum Beispiel können Adjunktionssätze wahr sein, obgleich keiner ihrer beiden Teilsätze wahr ist). Und außerdem ermöglicht der Supervaluationismus eine adrette Lösung des Sorites-Paradoxes. Sorites-artige Schlüsse sind zwar logisch in Ordnung, aber ihre Maior ist falsch. Um dies einzusehen, greifen wir auf unser Ausgangsbeispiel zurück. Warum ist der Satz

Wenn  $n$  kein Haufen ist, dann ist auch  $n+1$  kein Haufen

falsch (d.h. superfalsch)? Nun, weil er in jeder zulässigen Bewertung falsch ist; und das ist er, weil jede solche Bewertung einen scharfen Schnitt zieht: Es gibt in jeder von ihnen einen letzten Nicht-Haufen, der sich unmittelbar neben dem ersten Haufen befindet.

Unter dem Druck von Williamsons Einwänden, deren Schilderung hier zu weit führte, hat sich herausgeschält, daß sich die Gleichsetzung von Wahrheit mit Superwahrheit wegen der Höherstufigkeit von Vagheit (der Möglichkeit von Grenzfällen von Grenzfällen) nicht durchhalten läßt. Der Supervaluationismus gilt heute als eine der philosophischen Theorien, die zu schön sind, um (super-)wahr zu sein.

***Epistemizismus.*** Grenzfällträchtige Begriffe legen, entgegen dem Anschein, eine scharfe Grenze fest; wir können allerdings prinzipiell nicht erkennen, wo sie verläuft.

Dies ist ein Lösungsversuch, der von fast niemandem akzeptiert wird außer von seinem Erfinder. Timothy Williamson hat ihn 1994 in seiner Monographie *Vagueness* entwickelt. Im Lichte dieses Ansatzes läge die Quelle von Vagheit weder in den gleitenden Übergängen, die wir in der Welt vorfinden, noch in der Unschärfe unserer Begriffe, mit denen wir Dinge zu klassifizieren versuchen. Vielmehr wäre das Phänomen der Vagheit ein weiterer Hinweis auf die Beschränktheit des menschlichen Erkenntnisvermögens: Da sind zwar all die scharfen Grenzen zwischen Haufen und Nicht-Haufen, Glatzen und Nicht-Glatzen, etc. – aber es ist uns nicht gegeben, sie zu erkennen. ("Gott sieht sie", würde Wittgenstein spotten.)

Es ist offenkundig, daß Vagheit im Lichte des Epistemizismus keinerlei theoretische Probleme bereitet. Alles darf bleiben, wie es ist: Logik, Semantik, Rationalitätstheorie, Metaphysik und so weiter. Darüber hinaus würde die Erkenntnistheorie um eine wichtige Einsicht bereichert: Zu den Dingen, die es gibt, von denen der Mensch aber prinzipiell kein Wissen haben kann, gehören auch die scharfen Grenzen, die durch vage Begriffe gezogen sind. – Was Williamson als Lösung anbietet, ist jedoch so schwer zu glauben, daß Kritiker es oftmals bei dieser Beobachtung belassen. Das möchte auch ich tun.

*Dialetheismus:* Mit grenzfallträchtigen Prädikaten lassen sich Sätze bilden, die sowohl wahr als auch falsch sind.

Dies ist wohl der allersauerste Apfel im Supermarkt der Lösungsansätze. Die Widerspruchsträchtigkeit vager Prädikate wird akzeptiert; die excludistische Konsequenz hingegen wird vermieden. Stattdessen verabschiedet man das Nichtwiderspruchsprinzip – laut Aristoteles das sicherste aller Prinzipien –, um zu folgendem Ergebnis zu gelangen: Der Grenzfall eines Haufens ist ('zur selben Zeit und in derselben Hinsicht') sowohl ein Haufen als auch keiner. Um die Klassische Logik wäre es damit endgültig geschehen; die Aussicht auf eine 'parakonsistente' (oder 'transkonsistente') Nachfolgerin müßte uns trösten können. – Diese Position wird erfreulich selten vertreten. Ich erwähne sie hier nur, um deutlich werden zu lassen, in welche Abgründe theoretischer Verzweiflung das Problem der Vagheit manche Menschen getrieben hat.

\*

Es sei ausdrücklich angemerkt, daß die Liste der hier skizzierten Positionen nicht einmal annähernd vollständig ist. Manche Ideen (und womöglich keineswegs die schlechtesten), die in diesen Tagen diskutiert werden, wurden hier beiseitegelassen. Aber eines ist offenkundig: Es hat sich bisher kein Lösungsansatz herausgeschält, der weite Akzeptanz findet.

#### 4. Praktische Lösungen

Als beruhigend, oder jedenfalls tröstlich, mag angesichts dieser Lage erscheinen, daß es sich bei den Rätseln, die informationsimmune Unbestimmtheit aufweist, offenkundig um bloß theoretische Probleme handelt. Das Haufen-Paradox läßt uns kalt. Im wirklichen Leben treffen wir wohl höchst selten auf eine wohlgeordnete Sorites-Reihe – und was könnte uns davon abhalten, sie ungerührt zur Kenntnis zu nehmen (oder einfach zu ignorieren)? Vielleicht fänden wir sie einfach hübsch und unterhaltsam. Begegneten wir in einem Museum einem passenden Exponat (etwa mit



dem Titel *The impossible heap of sugar lumps*) von Kosuth oder einem andern Konzept-Künstler, so würde uns dessen Pointe vermutlich nicht einmal aufgehen.

So wird es wohl sein. Es kommt uns eben nur selten darauf an, ob ein bestimmter Gegenstand,  $g$ , nun wahrhaft, wirklich und wörtlich noch unter einen gegebenen Begriff,  $B$ , fällt oder nicht. Meistens ist das ja nicht so wichtig. Manchmal aber doch. Gutachtern zum Beispiel, die über Total Schäden, Geistesschwäche, Sucht, usw. zu befinden haben, stellt sich unser Unbestimmtheitsproblem auch in der Praxis. Gottseidank verfügen wir im sog. wirklichen Leben über einige Ausweich-Strategien. Drei davon fallen mir auf Anhieb ein.

Die Fiat-Strategie: Wir rechnen unser grenzfälliges  $g$ , jedenfalls für dieses Mal, zu den  $B$ s. Wir lassen es als ein  $B$  gelten. Wenn uns das schwerfällt, lassen wir es (noch) einmal so durchgehen. Nötigenfalls erklären wir es einfach zu einem  $B$ . Wenn gar nichts anderes mehr hilft, tun wir mal so, als ob  $g$  ein  $B$  wäre. (Es ist bemerkenswert, welchen Reichtum an Wörtern und Wendungen das Deutsche bereitstellt, mit denen sich feine Nuancen der Anwendung dieser Strategie zum Ausdruck bringen lassen.)

Die Strategie der Ad-hoc-Verschärfung: Wir ändern den Begriff für die vorliegenden Gegebenheiten zu einem präziseren Unter-Begriff ab, der eine eindeutige Zuordnung erlaubt. Dann wird aus dem umstrittenen Grenzfall eines Erwachsenen ein unumstrittener Erwachsener-im-Sinne-der-deutschen-Gesetzgebung. Aus der Frage, wie "Libyen" ausgesprochen wird, machen wir die präzisere, wie das Wort laut neuestem Duden ausgesprochen wird.

Die Strategie des Ad-hoc-Wechsels zu nützlicheren Begriffen: Wir wechseln von der Frage, die uns Schwierigkeiten bereitet (ob  $g$  ein  $B$  ist), zu der besser beantwortbaren Frage, ob  $g$  ein  $B^*$  ist – wobei  $B^*$  nicht einfach ein spezifischerer Unter-Begriff zu  $B$ , sondern ein deutlich anderer Begriff ist. – Wir fragen uns nicht mehr, ob der Koffer sehr sperrig ist; wir fragen uns, ob er noch in den Kofferraum paßt. Wir ersetzen die Frage, ob Harvey doof ist, durch die Frage, ob er einen IQ unter 80 hat. – Wir lassen, heißt das, den Begriff, der uns den Grenzfall beschert, vollständig beiseite; d.h. wir präzisieren ihn nicht ad hoc, sondern bringen statt seiner, nicht weniger ad hoc, einen ganz andern Begriff ins Spiel, hinsichtlich dessen  $g$  kein Grenzfall ist und der vielleicht sogar das besser einfängt, worum es uns bei dieser Gelegenheit eigentlich geht.

Die Grenze zwischen der zweiten und der dritten Strategie ist natürlich nicht scharf. Aber wer würde das nach dem bisher Dargelegten noch erwarten? Auch sollte beachtet werden, daß diese beiden Strategien uns nur über den Tag retten und keine 'endgültige' Beseitigung des Unbestimmtheitsproblems verheißen; denn die Begriffe, zu denen wir uns flüchten, sind ebenfalls grenzfallträchtig, auch wenn sie mit dem vorgegebenen Grenzfall zu unserer Zufriedenheit zu-  
randekommen.

Ein kurzes Wort noch zur *Fiat*-Strategie. Ihr mag – zumal so, wie ich sie skizziert habe – der Beigeschmack eines kruden Dezisionismus anhaften. Doch auch ihre Anwendung muß kein Akt blanker Willkür sein. Es mag ernstzunehmende externe Gründe dafür geben, den einen Grenzfall unter *B* zu ordnen, einen sachlich ununterscheidbaren unter non-*B*. Dazu ein rein erfundenes Beispiel: Ich lese eine Proseminar-Hausarbeit, die ein Grenzfall zwischen Zweiminus und Dreiplus ist. Der Student ist einer, dem es guttäte, etwas mehr Zutrauen zu seiner Leistungsfähigkeit zu gewinnen. Eine Zwei würde ihn anspornen, eine Drei nicht. Ich gebe ein Zweiminus. Ich lese eine andere Arbeit, die hinsichtlich ihrer Benotung genau denselben Grenzfall darstellt. Der Autor ist diesmal einer, dem es guttäte, ein wenig in seiner Selbstgefälligkeit erschüttert zu werden. Eine Drei könnte ihn anspornen, eine Zwei nicht. Ich gebe ein Dreiplus. Zwei Anwendungen der *Fiat*-Strategie auf den gleichen Grenzfall, mit unterschiedlichem Ergebnis – aber keine Manifestationen *blanker* Willkür.

Alle drei Strategien (und gewiß noch andere, die mir gerade nicht einfallen) sind schönste Manifestationen unseres sog. Urteilsvermögens – anders gesagt: unseres gesunden Menschenverstands, wenn dieser gut ausgebildet ist. Wir gelangen oftmals rasch, quasi instinktiv – ohne daß wir sagen oder gar theoretisch nachvollziehen könnten, wie dies vor sich geht – zu einer rational vertretbaren Einschätzung und Überwindung von Problemlagen, die rein theoretisch betrachtet unübersehbar komplex und vielleicht unlösbar sind.

Kurz, werden solche Strategien angemessen eingesetzt, ist dies immer zu begrüßen. Insbesondere in den Sphären des gewöhnlichen menschlichen Umgangs miteinander.

Das Ausgangsproblem (ob *g* nun ein *B* ist oder nicht) wird durch Einsatz solcher Strategien allerdings eher umschifft als gelöst. Und selbst wenn die Umschiffung des Problems elegant und zur allseitigen Zufriedenheit gelungen ist, wird der Theoretiker wiederum fragen: Alles gut und schön; aber ist *g* nun ein *B* oder nicht? – In der Praxis wären solche Nachfragen nervtötend. In der Theorie sind sie es vielleicht auch; aber da führen sie manchmal, wenn auch nicht *prima vista*,

auf den Nerv der Sache. (Was Alexander, Kolumbus und Samuel Johnson angeblich mit Knoten, Eiern und Steinen angerichtet haben, mag ein Licht darauf werfen, wie sich große Männer in der Konfrontation mit lästigen Problemen verhalten. Über das Problem selbst lernen wir daraus nichts. Sich geistvoll dumm zu stellen mag hübsche Anekdoten abgeben; gelöst werden selbst die dümmsten Probleme dadurch nicht.) – In dieser Arbeit geht es aber um die Frage, ob unsere Unbestimmtheitsprobleme, die oft im Nu 'praktisch' bewältigt werden, durch eine fundierte Theorie überhaupt lösbar sind.

In den Wissenschaften – je strenger sie sind, desto mehr – ist die dritte Strategie selbstverständlich: Jeder Begriff, der solche Probleme aufwürfe, wäre möglichst rasch zu ersetzen durch einen, der weniger Probleme dieser Art aufwirft. Die Beseitigung von Unbestimmtheit ist ein selbstverständliches Nebenziel wissenschaftlicher Begriffsbildung. Da gibt es keine Rücksichten und Sentimentalitäten. Einer echten Wissenschaft schreibt, in begrifflichen Angelegenheiten, keiner was vor – außer sie sich selbst. (In dieser Hinsicht hat die Philosophie, soweit sie sich in ihrem Ahnenkult zu zügeln vermag, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wissenschaften – natürlich nur, was ihre eigenen theoretischen Fachbegriffe angeht, und nicht, was diejenigen Begriffe betrifft, die ihre primären Explicanda sind. Dazu mehr im nächsten Abschnitt.)

Anders steht es da mit wortlautverpflichteten Disziplinen wie der Theologie oder der Jurisprudenz. Sie sind gehalten, das vorgegebene maßgebliche Wort nicht aus eigener Ermächtigung durch ein neues zu ersetzen. (Das heißt: Die dritte Strategie kommt nicht in Frage). Das vorgegebene Wort darf nicht einfach ad hoc präzisiert werden, nur um auf diese Weise für die gegebene Situation einen 'konsensuellen' Weg zu finden, auf dem sich das Problem beseitigen läßt. (Das heißt: Die zweite Strategie darf nur mit großer Umsicht – und kann nur mit entsprechend hohem Begründungsaufwand – zur Anwendung gebracht werden.) Schließlich sind auch der ersten Strategie Grenzen gesetzt: Jedes *Fiat*, das bei Gericht oder im Beichtstuhl passend erscheinen mag, steht in Gefahr, von einer höheren Instanz, oder der allerhöchsten, verworfen zu werden. Der deutschen Rechtsprechung zumindest ist diesbezüglich explizit eine (sei's auch wiederum unscharfe) Grenze gezogen: durch das grundgesetzliche Willkürverbot.

Wie auch immer. Was ich geschildert habe, sind, theoretisch gesehen, Ausweich-Strategien. So kann man versuchen, Unbestimmtheitsproblemen aus dem Wege zu gehen, wenn sie sich in der Praxis stellen. Das theoretische Problem selbst bleibt.

Doch es bleibt auch noch die Frage: Worin besteht eigentlich das Problem?

Zunächst einmal, diese Frage hat eine falsche Voraussetzung: es gäbe hier nur ein Problem. Ein Elend mit dieser Art von informationell unbeseitigbarer Unbestimmtheit ist ja, daß sie uns vor so viele Rätsel zugleich stellt. Es sind Desiderate in mehreren Bereichen zugleich zu erfüllen. Oben hatte ich einige davon bereits andeutungsweise erwähnt. – Ich möchte nun versuchen, ein wenig deutlicher zu machen, weshalb ich einige dieser Probleme für theoretisch so besonders tiefreichend halte. Dabei möchte ich mich auf zwei von ihnen konzentrieren: auf das, das für die Begriffslehre entsteht, und auf das, das sich für die Rationalitätstheorie ergibt. Das erste ist bisher noch rein philosophisch, das zweite aber immer noch sehr philosophisch.

Der Leser sei also gewarnt. Ab hier drifte ich definitiv ins Philosophische ab, in einen Bereich, in dem sich Bemerkungen erfahrungsgemäß nur schwer von Abschweifungen unterscheiden lassen. Meiner Schilderung schicke ich einige Bemerkungen pro domo voraus.

## 5. Begriffe und Scheinbegriffe

Der Begriff *Begriff* ist für die Philosophie von einiger Wichtigkeit. Was auch immer sonst Philosophie ist, auf jeden Fall ist sie auch das Unternehmen, Begriffe (und damit zugleich Begriffszusammenhänge) zu klären, die für jedes leidlich umfassende und grundsätzliche Nachdenken über die Welt und die Stellung des Menschen in ihr unverzichtbar sind. Einige solcher Begriffe sind *Wahrheit, Person, Wert, Zeit, Ursache, Gerechtigkeit, Sinn, Objektivität, Zweck, Erkenntnis, Bewußtsein, Freiheit, Natur* und *Vernunft*. Den Ausgangspunkt philosophischer Arbeit bilden häufig Probleme, die sich aus solchen Begriffen oder aus ihrem Zusammenspiel ergeben (so z.B. die Frage "Sind manche Werte objektiv?").

Das Ziel der Untersuchung solcher Begriffe ist es, sie zunächst einmal möglichst genau zu verstehen, um sie dann im Hinblick auf ihre Leistungsfähigkeit zu beurteilen: Läßt sich mit ihnen wirklich arbeiten? Was genau läßt sich mit ihnen anfangen? (Dient der Begriff *Wahrheit* zur Charakterisierung eines Regulativs, oder läßt sich mit ihm eine tatsächlich vorhandene Beziehung zwischen Denken und Welt erfassen?) Und schließlich auch: Entpuppt sich der fragliche Begriff bei genauerer Untersuchung womöglich als ein Scheinbegriff, als ein in sich unstimmliges Konglomerat unausgegorener Vorstellungen, dem nichts in der Wirklichkeit entspricht?

Nicht selten ist das Ergebnis solcher Untersuchungen, daß der Begriff zwar in Maßen leistungsfähig, aber auch verbesserungsbedürftig ist. Hier beginnt dann der eigentlich konstruktive Teil der philosophischen Arbeit: die Entwicklung von Theorien, in deren Rahmen sich auf die Ausgangsfragen eine begrifflich fundierte und gutbegründete Antwort geben läßt. Doch man beachte: Selbst da, wo das Philosophieren mit gutem Grund in einem partiellen Begriffsrevisionismus mündet, um zu einer Theorie zu gelangen, mit der die Ausgangsprobleme gelöst oder 'aufgelöst' (d.h. zwar nicht gelöst, wohl aber in einer einsichtigen Manier zum Verschwinden gebracht) werden können, selbst da ist der Ausgangspunkt der Überlegungen unvermeidlich eine Bestandsaufnahme der begrifflichen Gegebenheiten, aus denen sich das ursprüngliche (möglicherweise ohne Begriffsrevision unlösbare) Problem ergibt. Ein spezifisch begriffskonservativer Zug des Philosophierens liegt eben auch darin, daß angesichts mehrerer sachlich gleichermaßen befriedigenden Lösungen eines philosophischen Problems diejenige zu bevorzugen ist, die den geringsten Grad an begrifflicher Revision aufweist. – Das Schema einer typischen Form philosophischen Arbeitens läßt sich, wenn auch sehr krude, mithin so skizzieren: Problem — begriffliche Bestandsaufnahme — Diagnose — Theorie (mit oder ohne Begriffsrevision) — Lösung/Auflösung.

Daß in der Philosophie die Begriffe selbst die Hauptsache sind, unterscheidet sie von anderen Erkenntnisbemühungen, denen es vornehmlich um die tatsächliche Beschaffenheit der wirklichen Welt zu tun ist. In den Wissenschaften geht es (von Formalwissenschaften wie der Mathematik einmal abgesehen) um empirische Tatsachen, in der Philosophie hingegen um begriffliche. Begriffliche Tatsachen haben es mit denkbaren Möglichkeiten zu tun, empirische Tatsachen mit faktischen Gegebenheiten. Der empirische Wissenschaftler möchte Gesetzmäßigkeiten entdecken, die im Gegenstandsbereich seiner Disziplin herrschen; den Philosophen würde stattdessen eher interessieren, was überhaupt eine Gesetzmäßigkeit ist (ihrem begrifflichen Wesen nach ist) – gleichgültig, welche Gesetzmäßigkeiten es tatsächlich gibt. Er möchte wissen, in welchen aufschlußreichen Beziehungen dieser Begriff zu andern steht (etwa zu denen der Allgemeinheit, Notwendigkeit, Ausnahmslosigkeit, Erklärungskraft, Falsifizierbarkeit usw.). Eine typisch philosophische Frage wäre, ob es Gesetzesmäßigkeiten geben kann, die nur ein einziges Mal realisiert werden. Ist dies eine denkbare Möglichkeit oder nur eine begriffliche Konfusion?

Das bessere Verständnis eines Begriffs besteht in einem besseren Verständnis der Beziehungen, in denen er zu andern Begriffen steht. Daher tendiert philosophische Arbeit dazu, überhaupt nicht aus dem Bereich des Begrifflichen hinauszugelangen. Die tatsächlichen Gegebenheiten der Welt, die zu erkunden die Mühen empirischen Forschens erfordert, sind dabei nur von periphe-

rem Interesse. Sie dienen dem Philosophen gelegentlich als Ausgangspunkt und oft als Korrektiv – aber letztlich nur deshalb, weil das Wirkliche möglich ist. (Doch auch das Ab-esse-ad-posse-Prinzip konstatiert eine *begriffliche* Wahrheit.) Am Ende jedoch interessiert beim Philosophieren das, was tatsächlich der Fall ist, nicht mehr als das, was im Lichte unserer Begriffe möglich ist – was der Fall sein könnte oder hätte der Fall sein können. Daß nichts sich schneller fortbewegen kann als Licht in einem Vakuum, beeindruckt den Philosophen nur in Maßen. Diese Unmöglichkeit, wenn es denn eine ist, ist ja eine bloß faktische, keine begrifflich notwendige.

\*

Auch gerade durch die Diskussionen in den Montagstreffen des Marsiliuskollegs wurde mir deutlich, als wie absonderlich das spezifisch Philosophische an der philosophischen Herangehensweise an ein philosophisches Problem einem Nicht-Philosophen erscheint. Selbst einem gebildeten, geistig aufgeschlossenen und intellektuell beweglichen Wissenschaftler bleibt befremdlich, was den Philosophen dazu antreibt, sich 'so' in 'solche' Fragen zu verbeißen. – Hier möchte ich nun, als Nachtrag zu jenen Montagstreffen, versuchen, dies ein wenig begreiflicher zu machen. Mit einem sachlich verzichtbaren Schlenker, der uns aber nicht vom Thema wegführen wird.

\*

Philosophische Untersuchungen sind, so könnte man sagen, Beiträge zur Topologie des Denkbaren – und müssen darum begrifflicher Art sein. Denn der Bereich des Denkbaren, um dessen Struktur es uns geht, ist durch unsere Begriffe umrissen. Was begrifflich unmöglich ist, ist nicht einmal denkbar. Oder besser: Was im Lichte *unserer* Begriffe unmöglich ist, ist *uns* undenkbar. – Schön. Doch wie steht es da mit den unscharfen Begriffen? Ist das, was wir undeutlich denken, nicht auch etwas Gedachtes – und mithin Denkbares? Muß es von einer vorgeblichen "Topologie" des Denkbaren nicht ebenfalls erfaßt werden, auch wenn ihm, dem unbestimmt Gedachten, kein bestimmter Ort im Raum des Denkbaren zugewiesen werden kann? Und ist ein unbestimmter Ort denn eigentlich ein Ort? ... Und so weiter. – Auch in solcherlei Fragen regen sich die Probleme, die unscharfe Begriffe der theoretischen Philosophie bereiten. Sie betreffen die Philosophie auch hinsichtlich dessen, was sie leisten möchte und sein kann.

Könnten wir nicht aber den Bereich des uns Denkbaren erweitern oder sogar – mit ganz anderen Begriffen – auch noch ganz Anderes, oder alles ganz anders (z.B. 'scharf') denken? Mag sein; das ist nicht undenkbar. Undenkbar bleibt uns aber jetzt, *was* wir dann womöglich denken könnten. ("Dasselbe – nur anders" sagt ja nichts.)

Das Denkbare ist abgegrenzt (unscharf, natürlich) gegen das Unsinnige und Widersinnige. Es ist eine der vornehmsten Pflichten der Philosophie, die echten Begriffe zu scheiden von denen, mit denen sich, bei sorgfältigem Bedenken, gar nicht recht denken läßt. Dies ist ein weiterer der Gründe dafür, daß in der Philosophie häufig ein gewisser Begriffskonservatismus anzutreffen ist. Man hält sich an die tatsächlich vorhandenen Begriffe – und an die altbewährten lieber als an die jüngst kreierte, deren Brauchbarkeit sich erst noch erweisen muß. Denn das Denkbare ist unausweichlich das mit den *gegebenen* Begriffen Denkbare. An sie müssen wir uns im Denken halten, weil wir anderes nicht haben. Neue Begriffe sind willkommen, wenn sie dazu beitragen, vorhandene Beziehungen deutlicher zu machen, die zwischen gegebenen Begriffen bestehen. Sie sind jedoch gerade keine 'ganz anderen', sondern werden aus vorhandenen gebildet – wie neue Werkzeuge mit Hilfe der verfügbaren. Sie erweitern nicht den Bereich des Denkbaren, sondern lassen, im günstigen Fall, gewisse Strukturen in ihm besser erkennbar werden.<sup>8</sup>

Wenn unsere gegebenen Begriffe unscharf sind, so muß der Philosoph sich dennoch an sie halten. Fast immer sind seine primären Explicanda von dieser Art. Fast nie sind seine eigenen Fachbegriffe scharf. Und jede Hoffnung auf durch und durch bestimmte begriffliche Gegebenheiten ist nur eine wirre Phantasie von etwas, das sich (derzeit) nicht denken läßt, nicht einmal unscharf.

Dazu noch eine Erläuterung, und zwar besonders im Hinblick auf die gerade erwähnte Begriffskonservativität in der Philosophie. Diese erstreckt sich (bei der Art des Philosophierens, die mir zusagt) allerdings nur auf solche Begriffe, *über* die der Philosoph arbeitet, nicht auf die, *mit* denen er arbeitet. Es ist hier nämlich eine für die Philosophie überaus bedeutsame Unterscheidung zu beachten, und zwar die zwischen solchen Begriffen, die

(a) die eigentlichen oder primären Explicanda philosophischer Arbeit

sind, und solchen, die

(b) Fachbegriffe der philosophischen Analyse und Theoriebildung

sind. In die (a)-Gruppe gehören solche, wie ich sie eingangs dieses Abschnitts erwähnt hatte: *Wahrheit, Gerechtigkeit, Zweck*, und so weiter. Beispiele für (b)-Begriffe sind: *Substanz, a priori, Existenz, wesentliche Eigenschaft, Kontingenz, Kriterium, Analytizität, transzendente Bedingung, konstitutive Regel, performative Äußerung, und Supervenienz*. Auch diese Unterscheidung ist, selbstverständlich,

---

<sup>8</sup> Im Hinblick auf Phantasien von 'ganz andern' Begriffen ist zudem zu beachten, daß deren Einführung kein Leichtes wäre. Denn kein Begriff steht allein. Er ist nur dank den Beziehungen, in denen er zu andern Begriffen steht, der Begriff ist, der er ist. Begriffe haben eine Tendenz zum Holistischen; begriffliche Tatsachen sind sozusagen interbegriffliche Tatsachen. Kurz, ein 'ganz anderer' Begriff müßte in einem bereits wohlabgestimmten Verbund mit ausreichend vielen anderen seines Schlags kommen. Nur im Verbund mit seinen *buddies* kann er begriffen werden. (Im Reich der Begriffe gilt: "You never walk alone").

unscharf.<sup>9</sup> Dennoch ist sie für die philosophische Arbeit entscheidend. Mit einem (a)-Begriff geht der Philosoph ganz und gar anders um, als mit einem (b)-Begriff. Seine Einstellung ist in beiden Fällen eine völlig andere.

(a)-Begriffe und die Beziehungen zwischen ihnen sind so etwas wie die Daten und Phänomene der theoretischen Bemühungen in der Philosophie. Der Philosoph muß sie (im Ausgang seiner Arbeit) zunächst einmal uneingeschränkt respektieren als das, was sie sind, und möglichst akkurat in der Weise hinnehmen, in der sie sich ihm vor all seiner Theorie darbieten. Natürlich kann er sich einen (a)-Begriff in einer von vornherein destruktiven Absicht nähern – etwa weil er glaubt, daß er zu rationalem Denken rein gar nichts taugt. (So, wie Nietzsche gegenüber *Wahrheit* oder Berkeley gegenüber *Materie*.) Aber um dies zu zeigen, müßte er zeigen, daß wirklich genau dieser (a)-Begriff von Grund auf verkorkst ist. (Nietzsche ist das mißlungen, weil er nicht sorgfältig genug zwischen *Wahrheit* und *Wahrhaftigkeit* unterschieden hat, Berkeley, weil er den (a)-Unterschied zwischen dem, *was ist*, und dem, *wie uns etwas erscheint*, mit bewundernswerter Ingeniosität, aber geradezu blinder Erbitterung mißachtet hat.)

Die Dinge liegen sehr anders bei den (b)-Begriffen, den Begriffen also, die speziell für die philosophische Arbeit geschaffen wurden und werden. Auch ihnen gegenüber hegt der Philosoph Mißtrauen. Das gehört zu seiner Arbeit. Die Fachbegriffe, mit denen er bona fide arbeitet, akzeptiert der Philosoph provisorisch, jederzeit dazu bereit, sie zugunsten theoretisch zweckdienlicherer aufzugeben. Denn er hat – wie ihn die Geschichte seines Fachs lehrt – wenig Grund zu der Annahme, seine spezifischen Begriffsinstrumente seien rational unantastbar. Im Gegenteil, die Müllhalde der im Laufe der Jahrhunderte verschrotteten (b)-Begriffe – von *Entelechie* bis *Performativität* – ist gut gefüllt. Manch uralter (a)-Begriff hingegen hat sich durch die Geschichte der Philosophie hindurch gehalten und gehört noch heute zu den primären Explicanda. Beispiele sind *Wahrheit*, *Gerechtigkeit*, *Sinn* und andere, die ich oben erwähnt habe. Für solche Begriffe spricht zumindest, daß sie, bisher, einen Prozeß überdauert haben, in dem fast alles in Zweifel

---

<sup>9</sup> Einer der vielen Gründe dafür ist historischer Art und liegt darin, daß einige philosophische Fachtermini in die Gemeinsprache absickern und dort ein Eigenleben gewinnen. Das kann dazu führen, daß sie später (und dann meist mit einem merklich andern Inhalt) selbst zu primären Explicanda philosophischer Arbeit werden. Kurz, alte (b)-Begriffe mutieren gelegentlich zu neuen (a)-Begriffen.

Ein besonders hübsches Beispiel dafür liefert, wie ich finde, das Wort "Bewußtsein", um das Christian Wolff 1719 die deutsche Sprache bereichert hat. Er half sich damit aus der Not, Descartes' Fachterminus "conscientia" zu verdeutschen. In seiner Ratlosigkeit schrieb er noch redlich: das *Bewußt seyn*. Was Descartes mit seinem Fachterminus eigentlich meinte, ist bis heute unklar und interessiert nur noch Exoten. Der Inhalt, den Wolffs hilfloser Neologismus inzwischen angenommen hat, gilt dieser Tage als immerhin so klar, daß erklecklich viel Geld in die neurowissenschaftliche Forschung 'des Bewußtseins' fließt. So etwas nennt man wohl eine Erfolgsgeschichte. – Das englische Wort "consciousness" hat übrigens ebenfalls eine Aus-(b)-wird-(a)-Geschichte.



gezogen und vieles zerquatscht wurde und wird. – Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, denke ich, eine Grundregel für philosophisches Arbeiten: Respektiere die (a)-Begriffe erst einmal genau so, wie sie dir entgentreten; mißtraue jedem (b)-Begriff, auch wenn Du ihn selbst gemacht hast!

Nun haftet aber fast allen (a)-Begriffen Grenzfall-Unbestimmtheit an. Zwar gibt es (vermutlich eher selten) klare Fälle von Gerechtigkeit und (viel häufiger) klare Fälle von Ungerechtigkeit. Aber – und darauf kommt es uns hier an – es gibt eben auch klare Unbestimmtheitsfälle. Die Weltliteratur ist voll davon, und auch die moralische Spannung vieler guter Filme zehrt davon, daß unbestimmt ist, was unter den geschilderten Umständen eigentlich gerecht wäre.

Schlimmer noch: Fast alle vorgefundenen Begriffe haben Grenzfall-Unbestimmtheit *wesentlich* in sich. Sie gehört zu ihnen, macht sie mit aus. Schon wenn wir den Begriff eines Haufens lernen, lernen wir: Grenzfälle sind jederzeit vorgesehen; wir können ihnen morgen begegnen, falls wir ihnen bisher nicht begegnet sind. Jemand, der nicht verstanden hat, daß die Begriffe *Haufen* und *Glatze* Grenzfälle zulassen, hat keinen dieser Begriffe richtig verstanden. Meines Erachtens gibt es für viele grenzfallträchtige Begriffe nicht nur paradigmatische Positiv- und Negativfälle. Vielmehr lassen sie auch paradigmatische Grenzfälle zu, d.h. Fälle für die gilt: Wer deren Grenzfallcharakter bestreite, würde damit keinen geringeren Mangel an Begriffsmeisterung unter Beweis stellen als einer, der offenkundige Positiv- bzw. Negativfälle falsch klassifiziert. – Und das gilt eben nicht nur für belanglose Begriffe wie diese, sondern auch für die meisten philosophischen (a)-Begriffe. Wer tiefer verstehen will, was Gerechtigkeit wirklich ist, muß zunächst auch einmal anerkennen, daß unser Begriff von ihr Grenzfälle zuläßt. Wer (a)-Begriffe *philosophisch* ernstnehmen möchte, kommt nicht umhin, die ihnen innewohnende Grenzfallträchtigkeit zunächst einmal zu konstatieren und als Datum ernstzunehmen.

Den Philosophen ist klar, daß die Gegenstände *ihres* Theoriebereichs, ihre (a)-Begriffe, Grenzfälle zulassen. Sie rechnen also mit informationsimmuner Unbestimmtheit – sind mit ihr vertraut und auf noch mehr von ihr gefaßt. Aber wir wissen bis heute nicht (und just davon handelt dieser Beitrag), wie wir mit grenzfallträchtigen Begriffen 'rechnen' können: in einem rational fundierten theoretischen Kalkül mit ihnen arbeiten können.<sup>10</sup> Unsere Klassische Logik jedenfalls scheint zu versagen. Und wir kennen nichts, das an ihre Stelle treten könnte, um das 'Rechnen' mit grenzfallträchtigen Begriffen zu erfassen.

---

<sup>10</sup> Hans J. Pirner verdanke ich den Hinweis auf die hübsche Mehrdeutigkeit von "mit der Unbestimmtheit rechnen".

Die Philosophie ist gehalten, besonders strikte Forderungen an Rationalität zu erheben, weil sie auf einem Terrain zu agieren sich anmaßt, das über den Bereich des Wirklichen weit (aber nicht beliebig weit) hinausgeht. Die von ihren ahnungslosen Verächtern gerne belächelte moderne Logik ist eben der einzig verfügbare Kompaß, wenn das Denkbare erkundet werden soll.

\*

Diese abschweifenden Bemerkungen waren mein Versuch, erklärlich zu machen, weshalb der Philosoph, von Berufs wegen, Begriffe so ausnehmend – Außenstehende mögen finden: ungebührlich – wichtig nimmt. Sie sind eben nicht nur das Material oder Werkzeug philosophischen Denkens, sondern einige von ihnen zugleich auch dessen Gegenstand. Wäre die Philosophie eine Wissenschaft, so wäre sie eine Begriffswissenschaft. (Möglichst aller intellektuell brisanten Begriffe, darunter wohl auch manche ihrer eigenen.)

Der Grund dafür, daß informationsimmune Unbestimmtheit für die Philosophie ein so besonders tiefreichendes Problem ist, hängt damit zusammen. Begriffe sind zwar 'Daten' philosophischer Arbeit, aber sie sind keine bloßen Naturphänomene, sondern auch die Produkte von Erkenntnisbemühungen. Vergleichen wir damit die Daten des Naturwissenschaftlers: Spuren, die Naturphänomene auf seinen Meßgeräten hinterlassen. Weder diese Spuren noch das, was sie hervorgebracht hat, stehen unter Rationalitätsverdacht. Der Naturwissenschaftler nimmt sie möglichst leidenschaftslos so, wie sie sich ihm darbieten; er ist jedenfalls nicht gehalten, in seinen Daten oder dem, was ihnen zugrundeliegt, irgendeine quasi-eingebaute Vernünftigkeit zu vermuten oder gar zu respektieren. Der Philosoph hingegen schon; und das ist eine zusätzliche Eigenheit seiner Arbeit.

Aus ihr ergibt sich: Wenn der Philosoph mit Unbestimmtheit zu rechnen versucht, sucht er nach einer Theorie, die zwei Bedingungen zugleich genügen soll: erstens als Theorie selbst so rational unantastbar zu sein wie die Mathematik, zweitens die theoretisch widerständige, aber unleugbare Rationalität ihrer 'Daten' getreulich zu respektieren. – Kurz, in der Philosophie könnte es geschehen, daß ihre besonderen Daten und Phänomene, Begriffe eben und ihr Zusammenspiel, den Theoretiker darüber belehren, was Rationalität überhaupt ist.

\*

Doch was ist eigentlich ein Begriff? Das ist so umstritten wie fast alles in der Philosophie. Der Antworten sind überreichlich viele. Sie reichen vom Metaphorischen ("Gedankenbausteine") über das Technische ("Fregesche Sinne von Prädikaten") bis hin in den Bereich, in dem beides

trüb ineinander plätschert ("Mengen von Individuen möglicher Welten"). Manche meinen, sie seien konkrete, neuronal realisierte, mentale Repräsentationen und jedes denkende Subjekt habe demnach seine ganz eigenen. Andere halten sie für abstrakte Entitäten, die als ein und dieselben von verschiedenen Subjekten erfaßt werden können. – Kurz, man sollte sich von Philosophen keine bessere Auskunft dazu erwarten, was ein Begriff ist, als von Naturwissenschaftlern dazu, was Natur ist.

Erfreulicherweise gibt es jedoch eine große, meines Wissens einhellige Einmütigkeit darüber, wozu Begriffe (was auch immer sie sind) dienen: nämlich dazu, Dinge zu klassifizieren – manche von ihnen zusammenzunehmen, aber nicht willkürlich, sondern vielmehr "nach einer Regel der Einheit". Klassifizieren geht Hand in Hand mit dem Diskriminieren: trennen zwischen dem, was dazugehört, und allem andern. Klassifikations- und Diskriminationstauglichkeit gehört zur ratio essendi von Begriffen. Etwas, das dazu prinzipiell nicht taugt, ist dann kein Begriff; bestenfalls ist es ein Scheinbegriff. Manche Prädikate drücken keine Begriffe aus, auch wenn dies auf den ersten Blick nicht ersichtlich ist; sie erwecken nur syntaktisch den Anschein, *Begriffswörter* zu sein. Doch in Wirklichkeit läßt sich mit ihnen nicht klassifizieren.

Das Phänomen derartiger Scheinbegriffe ist Philosophen wohlvertraut. Die Pointe einiger berühmter Argumente der Tradition liegt gerade darin nachzuweisen, daß etwas, das für einen Begriff gehalten wird, in Wahrheit nur ein Scheinbegriff ist. Zenons Pfeil zielte darauf ab zu zeigen, daß *Bewegung* ein Scheinbegriff ist. Laut Descartes ist für ein Vakuum aus begrifflichen Gründen kein Platz in der Welt. Berkeley glaubte, *Materie* als Scheinbegriff erwiesen zu haben. Darüber mag man streiten. Ein unkontroverses Beispiel ist "Selbstverschiedenheit"; nichts kann von sich selbst verschieden sein. Scheinbegriffe sind keine Begriffe. In Wirklichkeit sind da nur leere Worte; und wer sie richtig versteht, erkennt, daß es nichts geben kann, worauf sie anwendbar wären. Sie klassifizieren nicht. - Das komplementäre Manko ist die Untauglichkeit zur Diskrimination. Mit Notwendigkeit ist alles mit sich selbst identisch. Ist *Selbstidentität* demnach ein Scheinbegriff? Vor dieser Konsequenz schrecken viele Philosophen zurück. (In der Tradition erhielten prinzipiell nicht diskriminative Begriffe die Ehrenbezeichnung "Transzendentalien".) Dennoch, ein 'Begriff', unter den alles fallen muß, ist nicht weniger defizitär als ein Scheinbegriff, unter den nichts fallen kann.

Wer den Sorites, der sich zu einem vagen Prädikat bilden läßt, als einen tadellosen Beweis betrachtet, erkennt mithin an, daß solche Prädikate keine Begriffe ausdrücken. Denn was der Sorites zum Ergebnis hat, läßt sich ja auch so fassen: Das betreffende Prädikat ist klassifikatorisch un-

tauglich – und zwar, wohlgermerkt, prinzipiell untauglich. Kurz, wenn der Sorites Beweiskraft hat, sind alle vagen 'Begriffe' nur Scheinbegriffe.

Gilt das auch für solche grenzfallträchtigen Begriffe, zu denen sich keine Sorites-Reihen bilden lassen, die also nicht im strengen Sinn vage sind? Nun, in ihrem Fall ist jedenfalls nicht ersichtlich, daß sie zum Klassifizieren überhaupt nicht taugen. Man ist geneigt zu sagen: Immerhin gestatten sie doch die Klassifikation der klaren Positiv-Fälle (Elemente der Extension) und die Diskrimination der klaren Negativ-Fälle (Elemente der Anti-Extension), auch wenn sie manchen Fall unklassifiziert und undiskriminiert lassen. Kurz, anders als die vagen Prädikate sind sie doch wohl immerhin beschränkt klassifikationstauglich. Und das ist doch schon mal was.

## 6. Klassifikation und bestimmte Allgemeinheit

Aber was genau ist es? Bezeichnet "beschränktes Klassifizieren" tatsächlich eine Unterart des Klassifizierens, oder ist dies ein Euphemismus für ein Surrogat, das höchstens eine entfernte Ähnlichkeit mit der Sache selbst hat (Malzkaffee/Kaffee, Plüschhund/Hund, usw.)? Zu fragen ist hier, ob es stimmt, was gerade gesagt wurde: daß ein grenzfallträchtiges Prädikat immerhin die klaren Fälle klassifiziert. Und die Antwort muß sein: Nein. Es stimmt nicht, weil es *die* klaren Fälle gar nicht gibt. Es gibt nur Fälle, die klar sind. Doch sie bilden, wie wir gesehen haben, keine Klasse. Auch der Begriff des klaren Falls läßt ja Grenzfälle zu. Weil es *die* klaren Fälle nicht gibt, hat auch die generalisierende Rede von allen klaren Fällen keinen gesicherten Sinn.

Um uns dies an einem Beispiel vor Augen zu führen, nehmen wir einmal an, daß *Baum* ein grenzfallträchtiger, wenn auch kein vager Begriff ist. (Ich wüßte jedenfalls nicht, wie man sich eine wohldefinierte Sorites-Reihe zum Thema Baum zu denken hätte;<sup>11</sup> aber ich bin mir sicher, daß es Gewächse gibt – oder geben könnte –, die weder ein Baum sind noch keiner.) Und betrachten wir nun eine Feststellung der Art, die man als All-Aussage bezeichnet:

Alle Bäume im Park sind Laubbäume.

Wie es sich trifft, ist in dem betreffenden Park ein Gewächs *g*, das zwar klarerweise kein Laubbaum ist, aber ein Grenzfall eines Baums. Widerlegt *g* unsere All-Aussage? Das ist unbestimmt. Es hülfe nichts, wenn wir uns zu 'genaueren' Feststellungen verstiegen:

---

<sup>11</sup> Der Grund dafür liegt meines Erachtens in folgendem: Zu einem beliebigen Grenzfall eines Körnerhaufens (etwa zur Ansammlung *a*) gibt es wenigstens eine Sorites-Reihe, die von Nicht-Haufen zu Haufen führt und in der *a* seinen eindeutig bestimmten Platz einnimmt. Das Entsprechende muß nicht für jedes beliebige Gewächs gelten, das der Grenzfall eines Baums ist.

Alle Bäume im Park, zu denen diesmal jedoch nur die klaren/.../paradigmatischen Exemplare zu rechnen sind, sind Laubbäume.

Was auch immer wir sagen, wie hoch wir die Ansprüche für das Baumsein auch schrauben mögen, es werden Grenzfälle möglich sein. Und wenn ein Grenzfall vorliegt, ist unbestimmt, was die All-Aussage besagt. (Daß sich durch Grenzfälle auch Existenz-Aussagen – also Feststellungen wie "Es gibt im Park wenigstens einen Baum" – als unbestimmt erweisen können, mag man sich dadurch vor Augen führen, daß man an einen Park denkt, in dem *g* das einzige Gewächs ist, das ein Baum-Kandidat ist.)

Wenn wir Glück haben, befindet sich kein Grenzfall eines Baums im Park. Dann haben unsere allgemeinen Feststellungen einen guten Sinn. Wenn wir Pech haben, ist ein Grenzfall im Spiel; dann ist unbestimmt, was mit ihnen gesagt wird. Man beachte: Es ist dann nicht einfach nur unklar, *was* mit ihnen gesagt wird. (Das allein mag harmlos sein, und wo es das ist, da gewöhnlich mit einer deutlicheren Ausdrucksweise auch leicht zu reparieren.) Vielmehr ist *das, was* mit Urteilen über Grenzfälle – möglicherweise in aller Deutlichkeit – gesagt wird, etwas Unbestimmtes. (Es kommt hier also auf den Unterschied an zwischen *Es ist unbestimmt, was gesagt wurde* und *Was gesagt wurde, ist etwas Unbestimmtes*. Ersteres ist zum Beispiel der Fall, wenn unbestimmt ist, ob über die Zahl 5 gesagt wurde, sie sei prim, oder über eine andere Zahl. Letzteres zum Beispiel dann, wenn eindeutig über Harvey gesagt wurde, er sei reich – er aber ein Grenzfall einer reichen Person ist.)

Es ist vielleicht menschlich verständlich, aber keine Bekundung von Rationalität, in diesen Dingen auf unser Glück zu vertrauen. ("Es wird schon kein Grenzfall im Spiel sein.") Können wir nicht wenigstens das Pech mit ein wenig Umsicht fernhalten? Versuchen wir es einmal. Was wäre, wenn wir unsere allgemeinen Feststellungen mit einer einschränkenden Klausel versehen:

Vorausgesetzt, daß kein Grenzfall im Spiel ist, gilt: Alle *Bs* sind ...?

Daß dies nicht helfen kann, läßt sich auf wenigstens zwei Weisen leicht einsehen: Erstens können wir so etwas vernünftigerweise nicht einfach voraussetzen; zweitens ist die Redeweise von "keinen Grenzfällen" nicht weniger unbestimmt als das, zu dessen Beseitigung sie in einer solchen Voraussetzung eingespannt werden soll.

Ohnehin sind all diese Überlegungen schon im Ansatz verfehlt. Im Hinblick auf theoretische Angelegenheiten, zumal auf begriffliche, ist die Rede von Glück und Pech so kategorial unange-

messen, daß sie nicht einmal metaphorischen Sinn ergibt. Glück und Pech setzen Zufall oder jedenfalls Kontingenz voraus. In begrifflichen Zusammenhängen gibt es so etwas nicht.

Grenzfalträchtige Begriffe eignen sich nicht dazu, generalisierende Urteile zu treffen. Es gibt keine Garantie, daß sie einen beurteilbaren Inhalt haben. Über jeder solchen All-Aussage hängt das Damoklesschwert der Unbestimmtheit. – Läßt sich die Lage vielleicht dadurch verbessern, daß wir weniger scharf generalisieren: nicht über *alle Bs* zu urteilen versuchen, sondern nur über *fast alle* oder *die allermeisten?* - Im Gegenteil, ein Wechsel zu 'weicheren' Quantoren dieses Schlags brächte uns vom Regen in die Traufe. Solche Abschwächungen der Allgemeinheit sind selbst unscharf; durch sie kämen nur weitere Unbestimmtheiten hinzu.

Das gerade Ausgeführte gibt uns Grund anzunehmen, daß die Grenzfalträchtigkeit eines Begriffs dessen Tauglichkeit zur Bildung generalisierender Urteile beschädigt. Doch indem wir das annehmen, räumen wir ein, daß sich mit grenzfalträchtigen Begriffen eben doch nicht klassifizieren läßt. Es ist ja noch nicht der ganze Witz des Klassifizierens, daß wir durch Prädikationen Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten einzelner Dinge erfassen können: *a* ist ein *B*, *b* ist ein *B*, *a* ist ein *C*, *b* ist kein *C*, *c* ist weder ein *B* noch ein *C*, und dergleichen. Das ist gewiß hübsch, aber es trägt nicht weit. Die wichtigere logische Pointe des Klassifizierens durch Begriffe besteht darin, uns die Vorteile des Generalisierens zu verschaffen. Wir können, dank dem Begriff *B*, über *die Bs* sprechen, welche auch immer sie im einzelnen seien. Wir können über sie sprechen, ohne sie im einzelnen zu kennen oder nennen zu können. Das ist zunächst einmal ökonomisch, weil wir auf diese Weise mit einer kurzen Wendung über eine Vielzahl von Dingen sprechen können. (Über *alle divinisierten römischen Kaiser* zu sprechen ist nicht nur kürzer als eine Liste, in der sie einzeln aufgeführt werden; vielmehr steht die allquantifizierende Ausdrucksweise auch dem zu Gebote, der diese Personen nicht aufzählen kann.) Noch viel wichtiger in unserm Zusammenhang ist der Fall, in dem eine unabgeschlossene Allgemeinheit thematisiert werden soll – der Fall, in dem wir die Dinge, um die es uns geht, gar nicht in einer Liste erfassen *könnten*. Der Gedanke, daß alle Menschen sterblich sind, handelt von der Sterblichkeit jener unabgeschlossenen Gesamtheit, zu der jeder Mensch in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (und sonst nichts) gehört. Wollten wir versuchen, diesen Gedanken ohne Rückgriff auf das klassifikatorische Potential eines Begriffs zu fassen, dann landeten wir vielleicht bei so etwas wie

Adam, Eva, Kain, Abel, ... und so weiter sind sterblich.

Dieses "und so weiter" hat ein gewisses Anrecht darauf, ein Höhepunkt an Unbestimmtheit genannt zu werden. Und *wie* weiter? Und *bis wobin* weiter? Und so weiter.

Justament solcherlei USW-Unbestimmtheit zu beseitigen ist eine der semantischen Leistungen der Generalisierung durch Allquantifikation ("alle Menschen"). Dies ist, zumindest für meine Zwecke hier, der springende Punkt: Begriffe dienen der Klassifikation, Klassifikation durch Begriffe ermöglicht gedankliche Generalisierungen, in denen es um *bestimmte* unabgeschlossene Gesamtheiten geht. Das Ziel vieler unserer ehrgeizigsten Erkenntnisbemühungen ist es, zu brauchbaren Generalisierungen dieser Art zu gelangen. Doch es ist klar: Ein 'Begriff', der selbst bereits Grenzfall-Unbestimmtheit in sich birgt, taugt nicht dazu, die Unbestimmtheit (des USW-Typs) zu beseitigen, die er zum Verschwinden bringen soll.

Was ich bislang präsentiert habe (und auch, wie ich es präsentiert habe), gibt einen Eindruck von der traditionellen Denkungsart darüber, worin einige der essentiellen Leistungen von Begriffen bestehen. Es ist, so hoffe ich, deutlich geworden, weshalb das Phänomen der Grenzfall-Unbestimmtheit eine so besonders tiefreichende Schwierigkeit für diese Konzeption ist. Wir scheinen genötigt anzuerkennen, daß außerhalb der Mathematik kaum etwas zu finden sein dürfte, das ein Begriff genannt zu werden verdient – etwas, mit dem sich wirklich klassifizierend und generalisierend über unabgeschlossene Gesamtheiten sprechen läßt. – Dies ist die begriffstheoretische Mißlichkeit, die sich aus der informationsimmunen Unbestimmtheit ergibt.

\*

... der eigentliche Gegenstand der Vernunft  
ist die Vernunft.  
Gottlob Frege

Eingangs hatte ich von enttäuschten Hoffnungen gesprochen: von Hoffnungen, die wir glaubten, mit Selbstverständlichkeit hegen zu dürfen. Zu ihnen gehört auch die, daß die menschliche Vernunft sich selbst durchsichtig ist, zumindest in ihren grundlegendsten Manifestationsformen. Zu diesen gehört unumstrittenermaßen das deduktiv schlußfolgernde Denken, das bereits von Aristoteles mit seiner Syllogistik in einem kleinen Ausschnitt behandelt worden ist und für das wir seit Frege ein theoretisch ungemein befriedigendes Modell haben, dessen Vollständigkeit und Adäquatheit durch Beweise gesichert ist. Die sog. extensionale Prädikatenlogik (oder auch Quantorenlogik) erfaßt zwar nur ein Fitzelchen unseres vernünftigen Denkens. Aber immerhin, sie schien ein fundiertes theoretisches Verständnis dessen zu ermöglichen, wie und wodurch dieser sei's auch kleine Ausschnitt unserer Vernunftbetätigung tatsächlich vernünftig ist. Dank ihrer können wir uns Schritt für Schritt vor Augen führen, daß und warum gewisse Schlüsse rational zwingend sind. Soweit wir bereit sind, unsere einschlägigen 'logischen' Wörter ("nicht", "und",

"oder", "wenn ---, dann ...", "alle", "wenigstens ein" usw.) in dem Sinne zu verstehen, den die moderne Klassische Logik den entsprechenden logischen Konstanten (Negation, Konjunktion, Disjunktion, Konditional, Allquantor, Existenzquantor usw.) zuweist, können wir auch umgangssprachlich formulierte Schlüsse systematisch auf ihre logische Korrektheit hin überprüfen. Die selbstverständliche Hoffnung war: Sobald wir uns dieser Disziplinierung im Hinblick auf die logischen Konstanten unterwerfen, liefert uns die Prädikatenlogik auch ein Modell für gewisse Formen unseres schlußfolgernden Denkens mit gewöhnlichen Begriffen wie *Mensch*, *Sterblichkeit*, *Baum* und *Laubbaum*.

Diese Hoffnung ist, aufs erste, zerstört. Denn unsere ach so schöne Logik geht Hand in Hand mit der traditionellen Begriffslehre, die ich gerade skizziert habe: Ein Begriff klassifiziert – und das tut er nicht 'beschränkt', sondern wirklich; seine Extension ist eine echte Menge – keine unumreißbare Ansammlung von Entitäten, die in andere unumreißbare Ansammlungen schwimmt; seine Anti-Extension ist deren echte Komplementmenge; und so weiter. Doch im Lichte dieses Anspruchs an Begriffe haben wir keine, außerhalb der Mathematik. Aus diesem Grund versagt diese Logik bei der Anwendung auf die grundlegendsten Formen menschlichen Denkens. Bei aller Hochachtung vor der Mathematik, es wäre übertrieben, ihre Begriffe für die einzigen zu halten, mit denen in deduktiver Manier rational zwingend gedacht wird.

Über beliebige Themen läßt sich vernünftig und jedenfalls deduktiv zwingend denken. Man könnte geradezu sagen, etwas sei überhaupt nur ein Thema, wenn zu ihm vernünftiges Denken möglich ist. Eine der großen Verheißungen der modernen *formalen* Logik war es, für *beliebige Inhalte* gewisse Strukturen rationalen Denkens zum Vorschein zu bringen und zu systematisieren. "Wenn manche  $X$ e  $Y$ s sind, und alle  $Y$ s  $Z$ s, dann sind manche  $X$ e  $Z$ s" – die rationale Verbindlichkeit eines solchen Schemas sollte gerade nicht davon abhängig sein, welche Prädikate für  $X$ ,  $Y$  und  $Z$  eingesetzt werden. Doch unsere formale Logik hat eben eine inhaltliche Voraussetzung: daß es sich bei den entsprechenden Einsetzungen nicht um grenzfallträchtige oder gar vage Prädikate handelt. Wegen dieser Voraussetzung ist sie, wie wir gesehen haben, de facto auf fast kein Thema anwendbar. Und es ist keine 'neue' Logik in Sicht, die in einleuchtender Manier auch grenzfallträchtige Prädikate mit einbezüge.

Wenn wir nun aber nicht einmal für deduktiv folgerndes Denken im allgemeinen ein leidlich befriedigendes theoretisches Modell haben, durch das uns die Rationalität dieses Denkens begreiflich wird, dann haben wir nicht einmal eine Minimal-Konzeption vernünftigen Denkens außerhalb der Mathematik. Derzeit muß es so scheinen, als sei die menschliche Vernunft sich selbst



zutiefst intransparent. – Dies ist die rationalitätstheoretische Mißlichkeit, die sich aus der Grenzfall-Unbestimmtheit ergibt.

\*

Angesichts des düster-larmoyanten Tons, in dem ich einige der Schwierigkeiten skizziert habe, die Grenzfall-Unbestimmtheit mit sich bringt, ist es vielleicht nicht unangebracht, noch einmal eigens hervorzuheben, daß diese Schwierigkeiten fast ausschließlich theoretischer Natur sind. Zu beachten ist zunächst einmal, daß größere begriffliche Schärfe in praktischen Zusammenhängen kein Selbstzweck ist. Wir brauchen sie eben nur da, wo wir sie brauchen – wo wir etwas Nützliches mit ihr anfangen können oder wenigstens unser Vergnügen an ihr haben. An Sylvester mag es unser Herz erfreuen, auf die Sekunde genau zu wissen, wann Mitternacht ist. An andern Tagen reicht es uns zu wissen, daß es so gegen 12 ist – und es kümmert uns nicht, daß damit reichlich unbestimmt bleibt, wo diese Zeitspanne beginnt und endet.

Wichtiger scheint mir dies. *Ceteris paribus* gilt: Je schärfer die Information, desto teurer. Die scharfe kostet gewöhnlich mehr Aufwand bei der Gewinnung, Übermittlung, geistigen Erfassung und Bewahrung als die weniger scharfe. Über den Daumen zu peilen ist oft völlig ausreichend – und auch deshalb eine billige und sinnvolle Methode, weil wir das Meßgerät fast immer dabei haben. Sich der Unschärfe, in Maßen, anzubequemen, ist jedoch nicht bloß konvenient und billig, sondern in andern Hinsichten geradezu ein Gebot praktischer Vernunft. In vielen Lebenszusammenhängen (auch solchen, die es mit wichtigen Aspekten unserer gesellschaftlichen Praxis zu tun haben) wäre es schädlich und unvernünftig, den Unbestimmtheitsbereich unserer Begriffe auf deufelkommraus zu verkleinern. Denn in dem Unbestimmtheitsbereich eines Begriffs bleibt uns *Spielraum* für die angemessene Beurteilung von vielerlei Einzelfällen, deren unvorhersehbaren Besonderheiten wir oft erst dann gerecht werden können, wenn wir mit ihnen konkret konfrontiert sind. Nicht selten sind wir sogar darum bemüht, diesen Spielraum noch zu vergrößern. Unsere Sprache gibt uns reichlich Mittel an die Hand, die Unschärfe unserer Begriffe ausdrücklich zu erhöhen. Es wird viel geschmunzelt und gelästert über begriffliche Weichmacher (wie "etwa", "ungefähr", "circa", "sozusagen", "im Großen und Ganzen", "eigentlich", "ziemlich" usw.). Doch sie leisten sinnvolle semantische Arbeit. Nicht sie sind lächerlich, sondern die unbarmherzige Frequenz, in der sie von manchen verwendet werden.

All das erkennt natürlich auch der Philosoph an, den die Unschärfe der Begriffe dennoch peinigt. Das ist es ja gerade, würde er sagen: Wir haben es hier mit einer menschlichen Praxis zu tun, die nicht nur allgegenwärtig, sondern (außerhalb bedauerlich weitverbreiteter Mißbräuche) auch völ-

lig vernünftig ist. Das Schlimme ist ja nicht, daß wir diese Praxis pflegen, sondern daß wir keine Theorie zu ihr haben. Deutlicher gesprochen: Wir haben nicht die blasseste theoretische Idee, wie sich in einer leidlich fundierten Weise systematisch erfassen läßt, daß unser Umgang mit Unbestimmtheit vernünftig ist, und wodurch er es ist. Die traditionellen Konzeptionen der theoretischen Philosophie versagen hier samt und sonders.

## 7. Wo ansetzen?

Die aktuelle internationale Forschung zu diesem Problemkreis läßt sich, mit ein bißchen Gewalt, in drei Bereiche gliedern. Zum einen wird am Projekt einer Neuen Logik bzw. einer Neuen Semantik gearbeitet. Das sind nach meinem Eindruck inzwischen eher verzweifelte als hoffnungsvolle Versuche, mit technischen Verfeinerungen des Hergebrachten doch noch den Glückstreffer zu erzielen.

Zum andern gibt es ätiologische Explorationen. Wo kommt diese Unbestimmtheit eigentlich her? Aus unsern Begriffen – also daraus, wie wir über Eigenschaften von Dingen in der Welt denken und reden? Oder, zweitens, aus den Dingen und Eigenschaften selbst? Ist die Welt selbst voller Unschärfe und Unbestimmtheit, gleichgültig wie wir über sie reden?<sup>12</sup> Oder, drittens, aus der Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens? Sind unsere Begriffe eigentlich scharf, die Gegenstände unseres Denkens ebenfalls aufs Feinste umrissen, sind nur wir selbst mit Blindheit geschlagen, diese wohlgezogenen Grenzen wahrzunehmen? – Wo also liegt der eigentliche Quell dieser ebenso banalen wie theoretisch furchteinflößenden Unbestimmtheit: *in ideis, in rebus, in ignorantia*? Oder hat sie gar nicht nur eine Quelle, sondern ergibt sich, in einer genauer zu bestimmenden Weise, aus mehreren Faktoren?

Zum dritten gibt es explikatorische Versuche. Sie zielen darauf ab, zunächst einmal Klarheit darüber zu gewinnen, worin diese – trotz ihrer Ubiquität – so besonders unverstandene Unbestimmtheit überhaupt besteht. Was macht einen gegebenen oder denkbaren Gegenstand denn eigentlich zu einem Grenzfall, gleichgültig welcher Stufe, eines vorgegebenen Begriffs? Eine damit zusammenhängende Frage ist: Gibt es andere, 'ähnliche', Formen der begrifflichen Unbestimmtheit, für die wir glauben, logisch-semantic leidlich befriedigende Handhabungen zu kennen? Als Beispiele seien genannt: gewöhnliche Mehrdeutigkeit, versteckte Parameter ("Länger

---

<sup>12</sup> Ein naher Verwandter des Problems mit unbestimmten *Begriffen* ist das mit *Dingen* in der Welt, die keine scharfen Grenzen aufweisen. Wolken sind in der Fachliteratur besonders beliebte Beispiele für solche Dinge. Für letzteres Problem hat sich die Bezeichnung *The Problem of the Many* eingebürgert.

haltbar"), Familienähnlichkeit à la Wittgenstein, begriffliche Porosität (*open texture*) à la Waismann, ungeeignete oder einander potentiell widerstreitende Anwendungskriterien<sup>13</sup> und auch schlichter Mangel an Spezifität ("Lesen bildet"). – All das sind Formen sprachlicher oder begrifflicher Unbestimmtheit; alle von ihnen sind gut für Zweifelsfälle; manche von ihnen sind sogar gut für Grenzfälle in unserm strengen Sinn: Fälle, in denen kein Zuwachs an Information zur Entscheidung zwischen Ja und Nein beitragen könnte.

Es scheint klar, daß eine profunde Ätiologie ohne vorausgehende Fortschritte im dritten dieser Bereiche nur schwer zu haben sein wird. Deshalb ist es wohl kein Zufall, daß einige der diskussionsprägenden Gestalten der Unbestimmtheitsdebatte (so zum Beispiel Stephen Schiffer und Crispin Wright) sich neuerdings zunehmend explikatorischen Fragen zuwenden – mit gutem Grund insbesondere der, was eigentlich einen begrifflichen Grenzfall ausmacht, der für jede Art der informationsimmunen Unbestimmtheit charakteristisch ist. Wright beschreibt das so: Grenzfälle bringen uns in Verlegenheit [*in a quandary*], und zwar in folgendem Sinn:

Wenn  $g$  ein Grenzfall des Begriffs  $B$  ist, dann gilt für jedes rationale Subjekt  $S$ : (a)  $S$  weiß nicht, ob  $Bg$  oder non- $Bg$ ; (b)  $S$  kennt keine Methode, mit der sich herausbekommen ließe, ob  $Bg$  oder non- $Bg$ ; (c)  $S$  weiß nicht, ob es eine solche Methode überhaupt gibt; (d)  $S$  weiß nicht, ob es prinzipiell möglich ist zu wissen, ob  $Bg$  oder non- $Bg$ .<sup>14</sup>

Diesem Befund scheint eine gewisse Resignativität innezuwohnen. Wie sollten wir  $S$  helfen können, wo wir doch (bestenfalls) auch nur rationale Subjekte sind. Wenn Wrights Befund zutrifft, dann scheidet jederlei rational durchhaltbarer Anspruch auf Erkenntnis (oder auch nur Wahrheit), sobald wir einen Grenzfall unter einen Begriff bringen möchten, zu dem er einer ist. Es ist eine billige Empfehlung, sich angesichts eines Grenzfalls schlicht des Urteils zu enthalten. Schweigen ist Gold. Aber Gold hat seinen Preis.

Den Preis des Schweigens können manche unter uns nicht zahlen. Pyrrhonische Epoché ist eine feine Sache – besonders für den, der sie sich leisten kann. Der Theoretiker kann es leichter, und wenn er es tut, werden wir dies seiner intellektuellen Redlichkeit und Zurückhaltung zurechnen. Im sog. wirklichen Leben hingegen kann der Preis für Urteilsenthaltung durchaus erheblich sein. (Mir wurde, schon bevor ich mich für Grenzfall-Unbestimmtheit zu interessieren begann, glaub-

---

<sup>13</sup> *Ungeeignet* ist nach verbreiteter Ansicht das populationsgenetische Kriterium für den biologischen Begriff der Spezies. – Ein Beispiel für einen Begriff mit einander *potentiell widerstreitenden* Kriterien stammt von Quine; es ist der Begriff des Nebenflusses. Die beiden gebräuchlichen Kriterien (kürzer bzw. wasserärmer als der Fluß, mit dem er zusammenfließt) können miteinander in Konflikt geraten. Tim Schöne (2010, S. 65 ff.) bezeichnet diese Art von Unbestimmtheit sehr passend als *schlummernden Definitionskonflikt*.

<sup>14</sup> Crispin Wright (2001), S. 92.

haft von einem Richter berichtet, der deshalb in der Psychiatrie landete und lange dort verweilte.) Menschliches Zusammenleben – und nicht nur das bürgerlich geordnete – scheint es mit sich zu bringen, eine urteilende Entscheidung gelegentlich auch dort erforderlich zu machen, wo sie uns in eine Verlegenheit à la Wright stürzt. Es muß einfach weitergehen, so oder so, wie auch immer. Ohne Urteil, ein Ja oder ein Nein, geriete manches ins Stocken, gleichgültig wie sachlich unge-rechtfertigt es angesichts des vorliegenden Grenzfalls ausfallen muß. (Man versuche, sich auszu-malen, was in einem Fußballweltmeisterschaftsendspiel los wäre, in dem der Grenzfall eines Tors auftritt – und der Schiedsrichter übte Urteilsenthaltung!<sup>15</sup>)

Inzwischen gibt es natürlich auch schon (durch die Unbestimmtheit inspirierte) philosophische Ansätze zu einem weitreichenden Agnostizismus, mit dem die Primitivismen ungenießbarer Formen des Skeptizismus elegant umschiffert werden sollen. Vorhersehbar sind zu unserm Thema duftige Amalgamationserzeugnisse aus Skepsis und Zen; sie dürften zumindest in den Feuilletons Entzücken hervorrufen. An 'Theorien' dieser Art gab es noch nie einen Mangel.

## 8. Schluß

Die Schwierigkeiten mit jener besonderen Art von Unbestimmtheit, die ich hier zur Darstellung zu bringen versucht habe, sind zumindest für den Philosophen so erdrückend, daß er wenigstens zweierlei erwägen muß. Zum einen die Möglichkeit, daß jahrtausendlang gepflegte Konzeptionen, die er vom ersten Semester an (stets in gutem Bemühen) aufgesogen hat – Konzeptionen von rationalem Denken, von Begriffen, vom Urteilen, ja vielleicht von Wahrheit selbst –, angesichts der unbestreitbaren Realitäten menschlicher Vernünftigkeit (außerhalb der Mathematik) versagen. Zum andern die Möglichkeit, daß vielleicht selbst ihm, dem Philosophen, hier nur gesteigerte Aufmerksamkeit auf empirische Gegebenheiten weiterhelfen kann: Aufmerksamkeit darauf, wie kompetente Menschen, die ihr außerphilosophisches Fach beherrschen, *tatsächlich*

---

<sup>15</sup> Es wäre wundervoll zu erfahren, was Schiedsrichtern auf Lehrgängen für den Fall zu tun empfohlen wird, daß ihnen der Grenzfall eines Tores begegnet und der zuständige Linienrichter ihnen nicht weiterhelfen kann. (Schiedsrichterball auf der Torlinie wohl kaum.) – Vielleicht eine würdige Aufgabe für Gerd Gigerenzer und sein Team.. Was unsere Rechtsprechung angeht: Die juristische Ausbildung in Deutschland blendet die Möglichkeit eines echten Grenzfalls, soweit ich das erkunden konnte, einfach aus. Aber wenn er dann doch auftritt? Und das ist ja keine schrullige Idee aus dem Elfenbeinturm, sondern eher Alltag der Rechtsprechung. Der deutsche Richterbund beklagt gelegentlich, wie handwerklich schlecht Gesetze gemacht seien, und meint damit wohl auch Unbestimmtheit im hier erörterten Sinn. Die Profis, die ich im Laufe der Jahre dazu befragt habe, von Jura-Professoren über Anwälte bis zu Richterinnen, sie allesamt lächelten mich an: amüsiert, süffisant oder gequält. Besseren Antworten als "Das ist nicht vorgesehen" oder "Das machen wir über die Begründung" bin ich bisher nicht begegnet. Letzteres finde ich besonders schön, weil es auf unser Thema zurückführt: Wie läßt sich das 'über die Begründung' machen? Selbst eine richterliche Begründung sollte doch wohl sachbezogene Gründe anführen.

unter den epistemischen Extrembedingungen agieren, die ihnen jeder Grenzfall beschert, den sie nicht achselzuckend als Grenzfall unbeurteilt lassen können.

Ersteres hieße, daß die Welt des Philosophen untergeht; letzteres, daß er in seiner Not sich dazu verstehen müßte, die blanke Empirie zur Hilfe zu rufen. Wobei letzteres ihm keine Gewähr dafür bietet, daß ersteres nicht eintritt. Eher ist zu vermuten, falls sich in solchen Dingen etwas vermuten läßt, daß eine mit der nötigen Feinheit betriebene empirische Erforschung tatsächlichen menschlichen Denkens (und speziell auch der Urteilsfindung in Grenzfallsituationen) ergeben würde, daß die einschlägigen Konzeptionen der philosophischen Tradition an der Realität unseres Denkens so weit vorbeigehen, daß sie nicht einmal zu dessen theoretischer Idealisierung taugen. – Wie auch immer, die Tage des Hoffens auf eine Theorie des *reinen* Denkens, außerhalb der Mathematik und etwaigen andern Formalwissenschaften, wären in beiden Fällen gezählt.

À propos reines Denken. Descartes, selbst ein bedeutender Mathematiker seiner Zeit, war berühmtermaßen der Auffassung, daß philosophisches Denken noch reiner, schärfer, zwingender sein könne als selbst das mathematische. Sobald wir diejenigen unserer Begriffe, die sich dazu eignen, zu höchstmöglicher Klarheit und Deutlichkeit gebracht hätten (wie Descartes glaubte, dies selbst an Beispielen wie *materieller Gegenstand* und *Seele* vorexerziert zu haben), könnten wir mit ihnen durch Intuition und Deduktion zu Einsichten gelangen, die in puncto Unwiderleglichkeit keinem Ergebnis eines mathematischen Beweises nachstehen. Diese Zuversicht wurde durch die Durchbrüche noch verstärkt, die (insbesondere dank Frege und Tarski) in der Logik und Semantik erreicht wurden. – Das sind hochfahrende Hoffnungen hinsichtlich der prinzipiellen Möglichkeit, in der Philosophie, zumindest hie und da, durch rein begriffliches Denken zu definitiven Ergebnissen zu gelangen. Aber selbst dann, wenn sie nicht schon in sich vermessen wären, so bliebe jedoch immer noch, wie wir gesehen haben, eine entscheidende Frage: Gibt es denn überhaupt irgendeinen Begriff, sei's auch nur einen des angeblich 'reinen' Intellekts, der sich dazu eignet, zu völliger Bestimmtheit gebracht zu werden? Eine ausgearbeitete Lehre des *intellectus purus* ist uns von Descartes nicht überliefert; das Problem der Grenzfall-Unbestimmtheit wird in seiner Doktrin der unklaren und undeutlichen Ideen nicht behandelt. Von der heutigen Lage der theoretischen Philosophie betrachtet, wirkt seine Verheißung vollkommen klarer und deutlicher Ideen außerhalb der Logik und Mathematik *naiv*. Dieserlei Optimismus ist uns abhanden gekommen.

Wittgensteins Auseinandersetzung mit informationsimmuner Unbestimmtheit ist besonderer Erwähnung wert. In seinen 1953 posthum erschienenen *Philosophischen Untersuchungen* finden sich

eine Reihe von Bemerkungen, die darauf hindeuten, daß er unsere Probleme sehr deutlich gesehen hat. Doch ihn lassen sie kalt, denn ihm – wie ich ihn verstehe – zeigen unsere 'Probleme' vornehmlich dies: daß unsere traditionellen Konzeptionen basaler Rationalität von Grund auf verfehlt sind. Seines Erachtens sind Philosophen in ihrem Denken (über Begriffe, Gedanken, Urteile, Folgerungen, usw.) unter anderm auch dadurch verblendet, daß sie ein selbsterzeugtes Ideal an diese Themen herantragen. Zu diesem Ideal gehören insbesondere auch Bestimmtheit, Reinheit und Exaktheit. Wittgenstein, mit Freges neuer Logik bestens vertraut, hatte früher selbst unter dem Bann solcher 'Vorurteile' gestanden. Sein *Tractatus*, der mehr als 30 Jahre zuvor entstanden war, ist eines der berühmtesten Werke der Philosophie, die diesem Ideal huldigen.<sup>16</sup> Im *Tractatus* finden wir noch die Forderung "nach der Bestimmtheit des Sinns" (3.23) und Dicta wie "Die Wirklichkeit muß durch den Satz auf ja oder nein fixiert sein" (4.023) oder "Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken. ... Die Philosophie soll die Gedanken, die sonst, gleichsam, trübe und verschwommen sind, klar machen und scharf abgrenzen" (4.112). In den *Philosophischen Untersuchungen* hingegen präsentiert Wittgenstein, etwa ab Abschnitt 65, Betrachtungen über tadellose Begriffe, deren "Umfang ... *nicht* durch eine Grenze abgeschlossen ist", über Wörter, die ihren guten Sinn haben, obwohl "wir nicht für alle Möglichkeiten [ihrer] Verwendung mit Regeln ausgerüstet sind", über den Nutzen des Unschärfen, über leerlaufende Exaktheit und anderes mehr.<sup>17</sup> Am Ende dieser Betrachtungen lesen wir solches:

Wir sind in der Täuschung, das Besondere, Tiefe, das uns Wesentliche unserer Untersuchung liege darin, daß sie das unvergleichliche Wesen der Sprache zu begreifen trachtet. (§ 97) ... Als hätten unsere gewöhnlichen, vagen Sätze noch keinen ganz untadelhaften Sinn (98) ... Ein unbestimmter Sinn, – das wäre eigentlich *gar kein* Sinn. – Das ist wie: Eine unscharfe Begrenzung ist eigentlich *gar keine* Begrenzung. ... – Aber ist das denn wahr? (99) ... sind wir vom Ideal geblendet ... (100) Eine Vagheit in der Logik – wollen wir sagen – kann es nicht geben. Wir leben nun in der Idee: das Ideal '*müsse*' sich in der Realität finden. (101) Das Ideal, in unsern Gedanken, sitzt unverrückbar fest. ... – Woher dies? Die Idee sitzt gleichsam als Brille auf unsrer Nase, und was wir ansehen, sehen wir durch sie. Wir kommen *gar nicht* auf den Gedanken, sie abzunehmen. (103) Der Satz, das Wort, von dem die Logik handelt, soll etwas Reines und Scharfgeschnittenes sein. (105) ... Je genauer wir die tatsächliche Sprache betrachten, desto stärker wird der Widerstreit zwischen ihr und unserer Forderung. ... Der Widerstreit wird unerträglich; die Forderung droht nun, zu etwas Leerem zu werden. – Wir sind aufs Glatteis geraten, wo die Reibung fehlt, also die Bedingungen in gewissem Sinne ideal sind, aber wir eben deshalb auch

<sup>16</sup> Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, in Werkausgabe Band 1, Frankfurt 2006

<sup>17</sup> Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, in Werkausgabe Band 1, Frankfurt 2006

nicht gehen können. Wir wollen gehen; dann brauchen wir die *Reibung*. Zurück auf den rauhen Boden! (107)

In vielerlei Hinsicht gleicht die Entwicklung der theoretischen Philosophie der letzten 50 Jahre einem Hase-und-Igel-Spiel mit Wittgenstein. Wo wir hinkommen, ist er schon da und hält seine klugen Sprüche für uns bereit. Bekanntlich spielt der Igel nicht ganz sauber. Auch in dieser Hinsicht gibt es Ähnlichkeiten. Wittgenstein ist nicht zuletzt auch deshalb so genial beweglich, weil er höchst beschwerlichen Ballast abgeworfen hat: den Wunsch, philosophische Probleme mittels einer Theorie zu lösen, die diesen Namen verdient – dank der eine systematische Erklärung der betreffenden Phänomene (z.B. des vernünftigen Denkens) in ihrer ganzen Breite und Tiefe möglich würde, und zwar durch strenge Herleitung aus rational einsichtigen Prinzipien. Theorieverzicht macht das Philosophieren natürlich leichter. – Nun wäre es unbillig, Wittgenstein vorzuwerfen, daß er uns arme brave Hasen beschummelt. Denn er spricht ganz offen aus, daß wir auf dem Holzweg seien, die wir in der Philosophie nach Theorien streben ("... wir dürfen keinerlei Theorie aufstellen", § 109). Ihm zufolge kann es nicht einmal kontroverse philosophische Thesen geben (§ 128).

Daß Philosophie keine Wissenschaft ist, ist wohl insgeheim selbst denen klar, die sich betont und möglichst wissenschaftlich zu geben versuchen (z.B. sich selbst stolz so nennende 'Neuro-Philosophen') und ihre Seminare wohl am liebsten in einem weißen Kittel abhalten würden. Die Philosophie wird sie verkraften, und in den Wissenschaften, so vermute ich, treffen die drolligen Anbieterungen dilettierender Trittbrettfahrer ebenfalls auf Gelassenheit und Amusement. – Doch wenn Wittgenstein recht hätte, gäbe es nicht einmal mehr einen guten Sinn, in dem die theoretische Philosophie auch nur als Fach-Disziplin gelten könnte. Was wäre eine 'Fach-Disziplin', in der Theorie-Versuche untersagt und kontroverse Thesen von vornherein ausgeschlossen sind? Deren Fragen bereits krankhaft sind?<sup>18</sup> – Was ich geschildert habe – den Sorites und das, was sich aus ihm ergibt –, mag den Leser geneigt machen, Wittgenstein Recht zu geben: Diese Fragen sind irgendwie krank und werden immer verrückter, je intensiver man versucht, sie einer 'vernünftigen' Lösung entgegenzutreiben.

Der arme Hase im Märchen stirbt, soweit ich weiß, nach dem 74. Lauf. Es ist vielleicht gut, nicht zu wissen, im wievielten Durchgang sich der Wettkampf zwischen den Traditionalisten und Wittgenstein derzeit befindet. Wer dessen grundsätzlichen Theorie-Defätismus für attraktiv hält,

---

<sup>18</sup> "Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit" (§ 255). Wittgensteins ironische Absicht ist es hier wohl auch, uns daran denken zu lassen, daß eben nur das Verschwinden des Leidens zählt, gleichgültig ob dies durch die Gabe eines Wirkstoffs oder eines Placebos erreicht wird. Doch vornehmlich zielt diese Bemerkung offenkundig darauf ab, philosophische Fragen als krankhaft hinzustellen.

sollte allerdings auch bedenken, daß zumindest für die theoretische Philosophie gilt: Die Praxis besteht im Theoretisieren. Selbst von der sog. praktischen Philosophie erwarten wir einen theoretischen Hintergrund. Der Guru mag seine Richtlinien zur Führung eines guten Lebens einfach nur predigen. Ein Philosoph sollte sie rational untermauern können, z.B. mit Rückgriff auf eine Theorie darüber, was das gute Leben seinem Begriffe nach ist, oder sein könnte.

Ich verplaudere mich wiederum. Doch womöglich läßt sich auch diesen letzten Abschweifungen noch etwas abgewinnen. Nichts Neues natürlich, aber immerhin ein Wort zum Schluß: Das Wespennest der Grenzfall-Unbestimmtheit hat sich für die theoretische Philosophie als eine Heimsuchung entpuppt. Man möchte gerne sagen, sie wurde in eine Grundlagenkrise gestürzt – wenn man immer noch annehmen dürfte, daß sie Grundlagen hat. Doch alles, was wir für solche zu halten geneigt sein könnten, scheint vor der informationsimmunen Unbestimmtheit zu versagen. Luftschlösser haben kein Fundament, würde der Wittgensteinianer sagen. Oder anders: bloß eingebildete Fundamente sind eben keine.<sup>19</sup>

#### Literaturhinweise

Bibliographie des durch die VW-Stiftung geförderten Forschungsprojekts *Vernünftiger Umgang mit unscharfen Grenzen* (unter der Leitung von Geert Keil und Ralf Poscher):

<http://www.unscharfe-grenzen.de/>

Dominic Hyde: *Sorites Paradox*, in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy*

(<http://plato.stanford.edu/contents.html>)

Tim Schöne: *Was Vagheit ist* (Heidelberger Dissertation 2010), erscheint 2011 im Mentis-Verlag

Roy Sorensen: *Vagueness*, in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, a.a.O.

Brian Weatherson: *The Problem of the Many*, in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, a.a.O.

Timothy Williamson: *Vagueness*, London 1994

Crispin Wright, "On Being in a Quandary", *Mind* 110 (2001), 45–98

---

<sup>19</sup> Dank an meine Mit-Fellows im Marsilius-Kolleg. In den lebhaften Montagsdiskussionen wurde mir ein wenig klarer, wie sehr Bedrängnisse durch Grenzfall-Unbestimmtheit erst einmal bloß innerphilosophische sind. Der Philosoph macht sich seine Sorgen; der denkende Mensch lächelt höflich dazu. Dank auch an R. P. Horstmann, Claudia Nissle und Julia Zakkou für Hilfe bei der Erstellung der Schlußfassung, in der ich viele ihrer Verbesserungsvorschläge beherzigt habe.